

Westfälische Volkszeitung.

Fortes in Abo.

Das Abonnement für die an Hochzeiten täglich erscheinende „Westf. Volksz.“ nebst „Sonntagsbeilage“ beträgt bei der Expedition pro Quartal 2 M direct in's Haus bezieht, durch die Post ebenfalls 2 M, mit Beifügung 2 M 40 P. Expedition und Anzeigen-Annahme: Altes und Humboldtstraßen-Ecke. — Inserate 12 P pro 10 Zeilen. — Redaction 40 P. — Anzeigen bis zu 2 M nur gegen Vorauszahlung.

Verantwortlicher Redacteur: J. F. S. — Druck und Verlag der Vereinsdruckerei „Märkische Vereinsdruckerei“ in Bochum.

Schmach und Schande!

F. Am Wahltag ist Blut geflossen! Die Anhänger des Herrn Dr. Haarmann sind an verschiedenen Orten über die Agitatoren der christlichen Arbeiterpartei hergefallen und haben dieselben in gräßlichster Weise mißhandelt. Am schlimmsten ging es natürlich bei Beche „Pluto“ zu, wo Herr Generaldirektor Barth für den Schutz des freien Wahlrechtes seiner Arbeiter in seiner Weise sorgt. Man hat zwar schon viel erzählt von den Leistungen der Wahlthronen von „Pluto“, was aber am Montag sich dort ereignet hat, übersteigt doch alle Grenzen.

Die Steiger hielten im Wirthshaus bei Nagel die Thüre des Wahllokales belagert und ließen keinen Arbeiter durch, ohne ihm einen Haarmannzettel aufgedrungen und den Zettel der Gegenpartei abgenommen zu haben. Viele arme Arbeiter dachten an Weib und Kind, und ließen diese Vergewaltigung wenn auch mit blutendem Herzen über sich ergehen. Allein die Erbitterung der Arbeiter über den unerhörten Druck nahm sichtlich zu und am Nachmittage wagte es ein Pole, einen ihm aufgedrungenen Haarmannzettel auf den Boden zu werfen. Für das nationalliberale Beamtengefinde war diese That Veranlassung genug, den Mann furchtbar durchzuprügeln. Bald kamen ihm Landsleute zu Hilfe und es entwickelte sich ein regelrechtes Gefecht. Das Magazin der Beche „Pluto“ wurde geöffnet und die nationalliberalen Soldaten mit Schaufeln, Hackenstiefeln u. dergleichen, womit sie alsdann gegen die Zettelvertheiler der christlichen Arbeiterpartei anrückten. Diese zogen sich, der Uebermacht weichen, in die Wirthschaft von Henze zurück, welche darauf von dem liberalen Pöbel unter Führung von Bechenbeamten förmlich gestürmt wurde. Elf Mann sollen Stiche erhalten haben, 36 Fensterhebeln wurden bei Henze zertrümmert. Erst gegen 9 Uhr Abends gelang es der Polizei, die Straße zu räumen und die Ordnung wiederherzustellen.

Die Nationalliberalen können sich auf die Thaten ihrer Gefinnungsgegnossen von „Pluto“ wirklich etwas einbilden. Man glaube übrigens ja nicht, daß dieser Vorgang vereinzelt sei. Es ist eine ganze Reihe von ähnlichen Ausschreitungen am Wahltag vorgekommen, und überall waren es die „Nationalen“, welche, wo es eben ging, eine wahre Schreckensherrschaft etablierten. In Eppendorf haben wieder die beiden Steiger von „Marianne“, Fischer und Fuß, in der Wirthschaft von Riggeling ihr Unwesen getrieben und die Vergleute nach jeder Richtung eingeschüchtert. Im Jahre 1884 haben diese beiden Niederräuber es ebenso gemacht, nachher aber, als sie über ihr damaliges Benehmen vernommen wurden, eifrig bestritten, daß sie sich nicht die geringste Ungehörigkeit hätten zu Schulden kommen lassen. Die beiden „Herren“ scheinen es demnach für ein ihnen gebührendes Recht zu halten, die Vergleute um ihr freies Wahlrecht zu bringen. Was man in Höntrup in der Vergewaltigung der armen Arbeiter geleistet hat, übersteigt alle Begriffe. Die Beche „Marianne“ hat Wahlzettel aus dickem cartonähnlichem Zeichenpapier herstellen lassen, welche die Vergleute erst am Wahllocale erhielten und dann unter den Augen der Beamten abgeben mußten. Schließlich

hat man dann noch ungesetzlicher Weise eine größere Anzahl von Wahlzetteln, bei denen der Name Haarmann mit dem Namen Fusa angeklebt war, für ungültig erklärt. Ähnliche Nachrichten über verübte Wahlthronen kommen aus Herne, Hordt, Hedenborn, Schalke, Bülme, Linden, Dahlhausen, Stiepel u. Ueberall hat man mit mehr oder minder großem Raffinement die Arbeiter eingeschüchtert und sie gezwungen, gegen ihre Ueberzeugung den Dr. Haarmann zu wählen.

Und da wagt man es noch, unter frecher Verhöhnung der armen um ihr Wahlrecht geprellten Arbeiter von dem Siege des Herrn Dr. Haarmann als von einem Siege der Arbeiter zu sprechen. Wir denken, dieser elende Spott könnte wenigstens unterbleiben. Man sollte sich damit begnügen, die Arbeiter unterdrückt zu haben und ihren Zorn nicht dadurch herausfordern, daß man ihnen auch noch Schwefelsäure in die frischen Wunden gießt. Das ist nicht allein gemein, es ist auch unklug im höchsten Grade.

Sirtenbrief

hochw. Herrn Bischofs von Baderborn.

(Schluß.)

Die Bitte um das tägliche Brod umfaßt nicht allein die Bedürfnisse unseres zeitlichen irdischen Lebens, sondern auch Alles, wodurch das Leben unserer unsterblichen Seele erhalten und gefördert wird. Wie könnte diese Erweiterung des Begriffes des oft genannten Wortes übergangen oder gar abgelehnt werden, sobald wir bedenken, daß derjenige die Bitte und geliebt hat, der vom Himmel gekommen ist, um uns zum Himmel zu führen, und daß es der für die Ewigkeit geschaffene Erdenpflanz ist, der die Bitte mit Mund und Herz aussprechen soll. — Das Brod der Seele ist zunächst das göttliche Wort, als solches bezeichnet es der Herr selbst dem Besucher gegenüber, indem er sprach: „Der Mensch lebt nicht allein vom Brode, sondern von jeglichem Worte, was aus dem Munde Gottes kommt.“ Das Wort Gottes ist ein Licht für unsere Seele, verleiht die Finsternisse, die die Wahrheit verhüllen, erleuchtet, wo Zweifel oder Unwissenheit unsere Seele umnachtet, mit voller Sicherheit uns führend auf dem Weg zum himmlischen Vaterlande; weil es kommt aus dem Munde Desjenigen, der sich das Licht der Welt, die Wahrheit und das Leben nannte. Das Wort Gottes ist eine Kraft für unsere Seele; hindert es uns in seiner Einfachheit, in seiner Tiefe und ersten Wahrheit, fordert es uns auf, ihm zu folgen und durch dasselbe zum Leben zu gelangen. Das Wort Gottes ist erquickend in unserer Schwachheit, erhebt in harter Bedrängnis, tröstet in Kummer und Noth, erleichtert die schwere Bürde, die der Herr oft den Seinen aufliegt.

Dieses Wort wird Euch nach des Herrn Anordnung verkündet in seiner heil. Kirche; es wird dargeboten einem Jeden, der zu ihr gehört, aber ihr selbst müßt nun auch mitwirken, daß es ein tägliches Brod für eure Seele werde. Das kann es aber nicht, wenn ihr nie im Jahre, oder nur selten es annehmt, wenn ihr glaubt, schon hinreichend geliebt zu sein, und daselbst für Euch nicht notwendig oder geeignet erachtet; es kann kein tägliches Brod für eure Seele werden, wenn ihr bloß mit den Ohren und nicht mit dem Herzen es hört und aufnehmet und nicht in aller Demuth als auch gehend es erwägt; es kann kein tägliches Brod für eure Seele werden, wenn die gehörte Wahrheit sobald wieder durch eitle und fündhafte Gespräche oder durch das Lesen intelligenter unchristlicher Schriften und Zeitungen in ihrer Kraft geschwächt oder gänzlich vermischt wird. — Bittet darum recht inständig: „Gib uns, o Herr, das tägliche Brod der Seele durch dein heiliges Wort“; aber arbeitet auch mit allen Kräften, die Gott dem ewigen Theile eures Wesens verliehen hat, daß das göttliche Wort ein tägliches Brod für eure Seelen werde.

VI.

Das Brod der Seele in seiner höchsten, wunderbarsten und anbetungs-

würdigen Bedeutung ist jenes Brod, auf welches der Herr hinwies in der Synagoge zu Kapharnaum mit den Worten: „Ich bin das Brod des Lebens; wer zu Mir kommt, der wird nicht hungern, und wer an Mich glaubt, der wird nimmermehr dürsten; Ich bin das lebendige Brod, der Ich vom Himmel herabgekommen bin; wer von diesem Brode isst, der wird leben in Ewigkeit; das Brod, das Ich geben werde, ist Mein Fleisch für das Leben der Welt.“ Es ist jenes Brod, was Er in der Erfüllung dieser Verheißungsworte, am Abend vor Seinem Leiden Seinen Jüngern darreichte und für alle Zeiten in dem damit eingesetzten Opfer des neuen und ewigen Bundes durch die Nachfolger seiner Jünger den Gläubigen darreichen läßt, und worin er mit seiner Gottheit und Menschheit unter veränderlicher Brodesgestalt, Einfuhr und Wohnung in denselben nehmen will. Es ist jenes Brod, welches in seiner Weisheit und belebenden Wirkung in den Gebeten der Kirche gesiegt und angerufen wird mit den Worten: „O heiliges Mahl, in welchem Christus empfangen und erneuert wird das Gedächtnis seines Leidens, die Seele mit Gnaden erfüllt, und uns ein Unterpfand der künftigen Herrlichkeit gegeben wird.“

Geliebte Bisthumsangehörige! Die Zeit der Fasten naht heran, und mit ihr jene Zeit, welche dem Andenken an das Leiden und den Erlösungstod des Herrn gewidmet ist; mit ihr auch jener Tag, an dem ihr nach dem Aufsteigen und Gebete der Kirche empfangen solltet das Brod des Lebens, das himmlische Brod der Gläubigen. Ihr Auf geht an Alle, welche zu ihr gehört, und als lebendige Glieder in ihr verharren wollen: an Jene, welche oft im Laufe des Jahres diese Seelenkost empfangen, und mit ihr Kraft, Trost und Frieden in sich aufnehmen; an Jene, welche seltener kommen, damit auch sie ihr Inneres reinigen, und auf's Neue den Bund mit ihrem Erlöser befestigen. Ihr Auf, ihre liebevolle Einladung geht auch an Jene, welche vielleicht länger als seit Jahresfrist, vielleicht seit mehreren, seit vielen Jahren sich dem Tische des Herrn nicht genähert haben. O, möchte heute mein oberhirtliches Wort eben so kräftig und tief in ihr Herz eindringen, als ich meine Mahnung aus innigstem Herzen an sie richtete. Kommt zu Demjenigen, der Alle zu sich gerufen hat, die mühselig und beladen sind, um sie zu erquickend. Kommt, naht Euch mit Demuth und Vertrauen seinem heiligen Mahle, und bereitet Freude den Engeln im Himmel, die an dem Wohl jeder Menschenseele die innigste Theilnahme hegen; bereitet Freude der Gemeinde, wozu ihr gehört, damit sie in all ihren Gliedern nur ein in sich verbundener, Christo als ihrem Haupte angehöriger Leib sei; bereitet Freude und Frieden euch selbst, denn stets hat noch die Kirche von Christo der Seele Unsegen und Trübsal, die Vereinigung mit ihm stets Freude, Seelenhilfe und Frieden gebracht; bereitet euch eine frohe Zukunft auf den Tag, an dem ihr das Ebenbild verlaßt, soll da der Herr eure Seelenhilfe, die Wegweisung auf der Reise in die Ewigkeit werden: — ihr könnt solche Gnade nur mit Aufrichtigkeit hoffen, wenn ihr dem Aufsteigen der Kirche gemäß, auch jetzt mit ihm in heil. Gemeinschaft getreten seid; denn selten naht sich der Herr noch dem in letzter Stunde, der Tag und Jahre hindurch seine Gnade verschmäht hat. Ihr seid sämtlich geladen zum Empfang des himmlischen Brodes, zur Theilnahme an dem hochheiligen Mahle, welches der Herr den Seinen fortwährend bereitet. Aber der Auf geht auch an Alle, zu erscheinen mit einem hochzeitlichen Kleide; der Herr verweigert in dem bekannten Gleichnisse demjenigen den Zutritt, der ohne ein solches Kleid erscheint. Es befaßt wohl nicht der Erinnerung, daß hier von dem Kleide die Rede ist, mit dem die Seele geschmückt sein muß bei der Vereinigung mit ihrem himmlischen Bräutigam im heil. Altarsheeramente. Auch reichen wenige Worte aus, um dieses in seinen Grundzügen zu zeichnen, wenn wir erwägen, was es ist, der Einfuhr in uns nehmen will. Es ist der ewige Sohn des Vaters, der von Ewigkeit her dem Vater gleich, zu unserer Erlösung in diese Welt gekommen ist. Der Apostel Petrus antwortete auf die Frage: Wofür haltet ihr Mich? „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“; und dieses Antwort gab er, aus der Welt in der Synagoge zu Kapharnaum das erhabene Geheimnis verheißend hatte, und viele Anstöße daran nehmend, weggingen, mit den Worten: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens; und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus der Sohn Gottes.“ Sehet da die erste Stiege eurer Seele beim Empfang des himmlischen Brodes: es ist der lebendige Glaube an die ewige Gottheit unseres Erlösers, der lebendige Glaube an seine göttliche und menschliche Gegenwart unter veränderlicher Brodesgestalt.

Im Hause Zimmendorf.

Original-Roman von Emilie Heinrichs.

Diesen Augenblicke benutzte der Detective, um rasch sein Versteck zu verlassen und auf flüchtigen Sohlen seine Wohnung aufzusuchen, wo er sich tief aufatmend in's Sopha sinken ließ.

„Ja diesem klugen Schachzug darf ich mich selber beglückwünschen“, sprach er halblaut, „die Tagelöhne wäre ich schlau gewesen, und der Triumph meiner folgerichtigen Fährte glänzend gesichert.“ „Ha, ha, ha“, lachte er, seine Lampe anzündend, „wie der seine Herr erschrak, als der Name Adam Sturm, den er mit dem Reichthum-Titel für immer begraben wähnte, an sein Ohr schlug. Wir sind also richtig dieser Adam, den jener blödsinnige Edelmann bestohlen haben will, — die Sache liegt ganz eben und klar vor mir und ich glaube, Herr Adam hätte klüger daran gethan, ganz ruhig mit mir zu gehen und die Sache dem Richter zu überlassen. So aber durfte der glorreiche Name der Väter nicht lädirt werden, man hoffte, da er kein Faustrecht gebraucht und nebenbei im Stande der Nothwehr sich befunden, sich mit seinem Gewissen abfinden und hinter dem Alibi-Schild verstecken zu können. Ja, ja, er mag im Rechte sein, natürlich, da der ehrenhafte Major und sein berühmter Neffe sich andererseits nicht für ihn vor die Presse gestellt hätten. Aber ein Verbrecher bleibt er trotz alledem und mich gefasst zu haben, dessen soll sich Herr Ulrich von Zimmendorf alias Adam Sturm nicht rühmen, basta!“

Er zündete sich eine Cigarre an und begann einen neuen Zeitungsplan gegen den hinter der Verschönerung eines hochfliegenden Namens sich sicherwahnenden Gegner zu entwerfen, den er, wie er sich triumphirend sagen durfte, heute Nacht aus der angenehmen Sicherheit emporgeschreckt hatte.

Ob es klug von ihm gewesen? Thorsten suchte die Achseln, er hatte seine Ueberzeugung nun bestärkt, das war mehr werth als etwaige Gegenmeinungen seines vornehmen Wildes.

15.

Egon Dorner war am selben Abend nach Ulrichs offizieller Heimkehr zurückgekommen und ebenfalls von der Gesellschaft, welche er bei seiner Mutter vorand, sehr wenig erbaut gewesen.

„Daß es gut sein, mein Junge!“ beruhigte ihn der Major, „immerhin besser, als wenn Du mit dem Hut in der Hand wie ein armer Reisender hättest umherwandern und Besuche machen müssen und festsetzen stückweise zerfallen worden wärest. Deine Mama ist eine kluge Frau, sie macht es Dir bequem und was unsern Freund Zimmendorf anbetrifft —“

„Wie er kommen?“

„Nun versteht sich, wundert mich, daß er so lange zögert: wärest er freilich, was ihn hier erwartet, er würde sicherlich, da er ein halber Wilder geworden, ohne Entschuldigung fortbleiben. Gegen diese Todsfälle wird ihn nun wohl seine Schwester bewahren, welche natürlich ebenfalls erwartet wird.“

Er streifte bei diesen Worten mit einem Seitenblick Egons Gesicht, das die Farbe wechselte, während seine Augen freudig aufleuchteten.

„Verbrenne Dir nicht die heißen Flügel an dieser Flamme, lieber Junge!“ sagte er sehr ernst mit einem unterdrückten Seufzer hinzu, „sie ist eine Zimmendorf und in Zante Irngards Nacht!“

„Bah, mein lieber Onkel!“ lachte Egon ein wenig spöttisch, „wir sind schließlich aus anderem Holz geschnitten und würden unter Lebensglück nicht einer selbstthätigen Leiche zum Opfer bringen. Meinst Du nicht, daß die schöne Hedwiga in solchem wahrscheinlich sehr unmöglichen Falle, denn wer sollte einen halben Wilden, wie ich's doch eigentlich bin, lieben können, aber sehen wir diesen Fall, meinst Du nicht, daß sie an einer Weltreise großen Gefallen finden würde?“

„Alle Wetter, Egon, Ihr wäret wahrhaftig, fürchte ich, beide dazu im Stande.“

„Ein unmöglicher Fall, lieber Onkel!“ seufzte Egon, „ein wunderbarer Traum, zu schön, um erfüllt zu werden. Aber laß uns jetzt zu der gefälligen Torte schreiten.“

Sie war nicht so schlimm, diese Tortur, als der junge Doctor es fürchtete, — nicht schlimmer, als sie überall in der Welt zu

finden, im Königsloß sowohl als in der Arbeiterhütte, wo immer nur Menschen sich gesellig zusammenfinden, um im veredelten Theekessel, beim heulenden Mahl und schäumenden Champagner, oder beim Cichorienkaffee, bei Bier und Alkohol sich gegenseitig mit kleinen Nadelstichen der Bosheit und des Spottes das Vergnügen zu erhöhen oder abwesende Freunde einer wohlthätigen Reinigungs-Hechel zu unterziehen.

So war's auch hier, marktgängige Waare, wie der Major humoristisch meinte, deren gute und schlimme Eigenschaften sich die Waage hielten.

„Fordere die letzteren nicht heraus, Egon!“ warnte er gutmüthig, „wir sind alle nur Menschen und mit Fehlern behaftet, die Andere leider viel scharfer bemerken als wir selber. Die Kunst zu gefallen, kann Dir doch nicht schwer werden.“

„Es kommt auf die Umstände an,“ brummte Egon, „man kann dem Einen recht sein, und —“

Er verstimmt und schritt hastig auf Ulrich von Zimmendorf zu, welcher soeben mit seiner schönen Schwester das Vorzimmer, wo sich die beiden Herren noch befanden, betrat.

Er begrüßte sie mit großer Wärme und bedauerte es in leisen Worten, daß sie nicht wenigstens heute Abend im traulichen Beisammensein geblieben.

„Gesellschaft?“ wiederholte Ulrich nachdenklich, „wie schade —“

„Es ist ganz weise von meiner Schwester gehandelt,“ sprach der Major, „Sie müssen sich doch wieder mit der Gesellschaft amüsiliren, mein junger Freund?“

„Nur ruhig.“ Küßte ihn Egon in's Ohr, „ich werde die Neugierde auf mich ablenken und der Klatschsucht hinreichenden Stoff geben.“

Und der berühmte Reisende that wirklich an diesem Abend sein Möglichstes, um die Anwesenden zu unterhalten, er erzählte die wunderbarsten Neuesten und zwar in einer Weise, als ob Hedwiga von Zimmendorf seine einzige Zuhörerin gewesen, was vielleicht sie selber nur ganz zu empfinden vermochte, während alle übrigen, vom Rauber seiner Schilderungen hingerissen, noch kein richtiges Verständnis für die Art und Weise seiner Fuldigung hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Wer ist es, der die Eifersucht in uns nimmst? Jener, der aus unbegreiflicher Liebe für uns Mensch geworden, der aus unbegreiflicher Liebe im heiligen Sacramente seine Gegenwart unter uns fortsetzt. Zwar sind gar viele, ja zahllose Wohlthaten, die der Welt gesendet werden und ebenso viele Wohlthaten der göttlichen Liebe genannt werden können; dennoch bleibt die Welt ohne Leben und Wärme, bis alle diese Wohlthaten in dem menschlichen Gemüthe Gottesgeheimnisse wie in einem Punkte verarmen und sich, da er die Güte seiner ewigen Liebe und Erbarmen in seiner Menschheit sichtbar macht. Und wiederum ist Christus, was er nach seinem Hinscheiden an Gnade, Kraft und seliger Hoffnung der Welt hinterlassen hat, im heiligen Sacramente wie in einem Punkte vereinigt. Unbegreiflich ist seine Liebe; aber unabweisbar auch die Aufforderung an uns, als Herde unserer Seele ihm unsere Liebe, unsere innige ungetheilte Liebe entgegenzubringen; eine Liebe zu ihm, der uns in Allem vorangegangen ist, eine Liebe zu den Brüdern, die mit uns durch ihn zu einem Bande vereinigt sind, die, wie er am selben Abend der Einigung des heiligen Geheimnisses zum himmlischen Vater setzte, „Alle Eins sein sollen, wie der Vater in ihm, und er in dem Vater, damit die Welt daran theilnehme, daß die Ehre der Vater gesandt habe.“

Wer ist es, der die Eifersucht in uns nimmst? Der Heilige, den die seligen Geister mit diesem Namen anbeten und verehren; der Heilige, vor dem jede Sünde ein Verbrechen ist; der in diese Welt kam, damit Gottes Name geheiligt und die Menschen durch ihn geheiligt würden. Darum kann er mit seiner Gnade nicht in eine Seele aufgenommen werden, welche der Sünde noch ergebt, und von derselben abzulassen nicht entschlossen ist. Und zum Heiligen und Bilde der Dreieinigkeit, die zu seinem Empfang notwendig ist, muß er unmittelbar vor der Einigung des heiligen Geheimnisses seinen Jüngern die Füße waschen. Sieht da, eine dritte notwendige Liebe unserer Seele; es ist die Befreiung von der Sündenlast und die Mitteilung der heiligmachenden Gnade, welche in dem würdigen Empfang des Sacramentes der Liebe ihr gewährt wird. Dann sollen, dann können wir Alle bitten: Gib uns das himmlische Brod, und wir dürfen es dann mit Recht auch unser Brod nennen, weil Christus, der hier wahrhaft und wirklich gegenwärtig ist, uns, den armen Menschen geschenkt hat, weil er für uns sich dahin gegeben hat und als Götterkinder unter vielen Brüdern für uns von den Toten auferstanden und in den Himmel aufgenommen, unser Mittler beim Vater, also in jeder Weise unser Herr ist, und — sprechen wir es mit Jubel und innigstem Danke aus, — uns in alle Ewigkeit angehört. Gib uns von diesem, von unserem himmlischen Brode; so sollen wir nach würdiger Vorbereitung Allen bieten. So soll der Reiche sprechen, aber sein Herz losreißen von dem irdischen Streben nach fremdem Gute, — es losreißen von der irdischen Liebe zu irdischen Dingen; so soll der Arme sprechen, aber sein Herz verschließen jedem Reiche und irdischem Begehren nach dem, was ihm nicht beschieden ist; so soll der Hochmüthige und Eitle sprechen, aber in aller Demuth seine Niedrigkeit und Unwürdigkeit erkennen; so, der Häß in seinem Herzen getragen hat, aber sein Herz wieder erquickt der Nächstenliebe öffnen; so der Träge im Dienste Gottes, aber mit neuem Eifer für Gott und das Heil seiner Seele eifrig sein; so vor Allen jene, denen jene Tugend fehlt, ohne welche wir Gott nicht schauen werden, die Tugend der Herzereinigkeit; sie müssen zuvor schenlich gebetet haben: „Erschaffe in mir, o Herr, ein reines Herz, und erneure in meinem Innern den rechten Geist“ und mit diesem Gebete den Willen und Lebensreiz zu dieser Erneuerung gebracht haben.

Gedachte Bisthumsangehörige! Ihr halt nun Einiges von der Tiefe und dem Umfange der Wahrheiten und Lehnungen, welche in den wenigen göttlichen Worten „unser tägliches Brod gib uns heute“ enthalten sind, vornehmen; — ich sage nur Einiges, denn der Reiche, der in dem göttlichen Worte liegt, ist unerschöpflich; und je mehr sie der Mensch vor seine Seele stellt, desto mehr erkennt er, wie er unerschöpfend ist, die ganze Tiefe und den Umfang der göttlichen Worte zu erfassen. Ich kann nur die Bitte heiligen: erwidert es das Gebete, wenn ihr das Gebet des Herrn sprecht; erwidert es besonders in der bevorstehenden Fastenzeit, auf daß sie für euch werde eine Zeit der Reue und Lebenserneuerung. Ja, Herr! — so laßt uns bitten! — gib uns das tägliche Brod des Lebens durch deine gütige Verleihung alles dessen, was wir zu unserm Leben bedürfen; gib uns das Brod der Seele in deinem heiligen Worte; laßt uns mit den Worten der Kirche: Verleihe, o Herr, daß wir von dem ewigen Genusse Deiner Gottheit erfüllt werden, welchen der zeitliche Empfang deines kostbaren Leibes und Blutes vorbereitete. Amen.

Es segne euch mit dem Reichthume seiner Gnade der allmächtige Gott, Vater, Sohn und heil. Geist. Amen.

Vorlesendes Hirtenstücken am Sonntage Quinquagesima von den Rangeln in der Frühmesse, wie im Hochamte zu verlesen.

Paderborn, den 30. Januar 1887.
Der Bischof
† Franz Kasper.

Fasten-Verordnung.

Beim Herannahen der heil. Fastenzeit ertheile ich, in Ausübung der mir vom heiligen Apostolischen Stuhle gegebenen Vollmacht, für den Zeitraum vom Aschermittwoch 1887 bis Aschermittwoch 1888, im Anschlusse an die bisher demüthigen Erlassungen des Fastens und des Abstinenzgebotes, folgende Fasten-Verordnung:

- I. Fasten- und Abstinenz-Tage sind:
 1. in der vierzigstägigen Fastenzeit der Aschermittwoch, die Freitage und die drei letzten Tage der Charwoche,
 2. die Freitage der Quatemperszeiten des Jahres,
 3. die Vigilien:
 - a) vor dem hl. Pfingstfeste,
 - b) vor dem Feste Mariä-Himmelfahrt,
 - c) vor dem hl. Weihnachtstfeste,

II. Fasten-Tage, an denen von der Abstinenz insoweit dispensirt wird, daß der einmalige Genuß von Fleischspeisen, nicht aber der gleichzeitige Genuß von Fisch und Fleischspeisen bei derselben Mahlzeit gestattet ist, sind:

1. die oben nicht genannten Wochentage der 40tägigen Fastenzeit,
2. die Mittwoch und Samstage der drei andern Quatemperszeiten des Jahres,
3. die Vigilien vor dem Feste der hl. Apostel Petrus und Paulus und vor dem Feste Allerheiligen.

III. Abstinenz-Tage, an welchen der Genuß von Fleischspeisen unterlagt ist, sind alle Freitage des Jahres.

IV. Abstinenz-Tage, an welchen bloß der gleichzeitige Genuß von Fisch und Fleischspeisen bei derselben Mahlzeit unterlagt ist, sind die Sonntage der 40tägigen Fastenzeit.

V. Geschmolzenes Fett und die Ueberbleibsel der geschmolzenen Fettsubstanzen sowie Fleischbrühe dürfen, mit Ausnahme der drei letzten Tage der Charwoche, an allen Tagen genossen werden. Auch gehören diese Gegenstände nicht unter jene Fleischspeisen, deren gleichzeitiger Genuß mit Fischspeisen unterlagt ist; wohl aber gehören darunter Eierspeise oder Speisefische unter Speisen gemischt, deren Genuß daher nicht erlaubt ist.

VI. Den im hiesigen Bisthume stationirten, im activen Dienste stehenden Militärpersonen und ihren Hausgenossen, — den Hausbewohnern, bei welchen Militärpersonen einquartiert sind und wesen, — den Militärliefern und Dienstboten nicht katholischer oder confessionell gemischter Familien, — den Fabrik- und Bergarbeitern — den Tagelöhnern, — den Armen, den Reisenden, — den Gast- und Speisewirthen, sowie ihren Gästen und Hausgenossen wird, mit alleiniger Ausnahme des hl. Charfreitags, die Abstinenz hiedurch erlassen.

VII. Wir ertheilen allen Pfarrern und Vicariaten der Dörfer die Befugniß, die hier ertheilte Dispens nach Bedürfnis zu erweitern, oder auch in den einzelnen Fällen, wo die Verbindlichkeit des Fasten- und Abstinenzgebotes erscheint, dieses Gebot zu interpretiren und also zu entscheiden, ob und in wie weit es verbindend sei, namentlich in Hinsicht der mit körperlichen Arbeiten in Tage und Dienstlohn Beschäftigten, in Hinsicht der Armen und der im Hauswesen Bedrängten und dgl. Doch sollen die Pfarrer diese erweiterte Dispens nur Einzelnen ihrer Pfarrkinder, welche dieselbe nachsuchen, nicht ganzen Gesellschaften, und die Vicariate sollen sie nur ihren Reichkinder und zwar nur bei Spendung des hl. Sacramentes zu theilen befugt sein.

VIII. Kranke und Schwache müssen sich auch in Hinsicht des Fasten- und Abstinenzgebotes nach dem Maße ihres Grades richten.

IX. An Feiertagen, welche auf einen gebotenen Fasten- oder Abstinenztag fallen, wird der mehrmalige Genuß von Fleischspeisen, nicht aber der gleichzeitige Genuß von Fisch und Fleischspeisen gestattet.

Die geschlossene Zeit.

in welcher Hochzeiten nicht stattfinden sollen, und öffentliche Belustigungen, insbesondere Tanzbelustigungen unterlagt sind, dauert vom Aschermittwoch bis zum Weißen Sonntage einschließlich, und vom ersten Advents-sonntage bis zum Feste der Erscheinung des Herrn einschließlich.

Die österliche Zeit.

für den Empfang der allen Gläubigen vorgeschriebenen hl. Ostercommunion soll wegen des vielerorts vorhandenen Mangels an Beichtvätern, und in Folge vielfach ausgesprochener Wünsche vom Bisthumsamt bis zum Feste der Himmelfahrt des Herrn dauern. Für diejenigen Pfarren, in welchen wegen Abgang eines oder mehrerer Beichtväter die vorliegenden feierlichen Kräfte unzureichend sind, wird die österliche Zeit bis zum Feste der heiligen Trinität einschließlich ausgedehnt.

Die Fastenverordnung ist am Sonntage Quinquagesima von den Rangeln zu verlesen.

Paderborn, 30. Januar 1887.
Der Bischof
† Franz Kasper.

Deutsches Reich.

Berlin, 22. Febr. Ueber den Ausfall der gestern stattgefundenen Reichstagswahlen besitzen wir abschließende Nachrichten nur aus einigen großen Städten, darunter selbstverständlich aus der Reichshauptstadt. Das Jubiliren der „Nationalzeitung“ über die wahrhaft zerschmetternde Niederlage der Freisinnigen und die angebliche Eobierung von 23 Mandaten durch die Nationalliberalen ist daher noch keineswegs an der Zeit. Selbst die „Nordd. Allg. Ztg.“, obgleich sie der Opposition an anderer Stelle bereits einen Verlust von 34 Mandaten zuweist, glaubt denn auch nichtsdestoweniger in der Beurtheilung des Wahlergebnisses so lange Zurückhaltung sich auferlegen zu sollen, bis sich übersehen läßt, ob die Wahrscheinlichkeitschlässe, die man aus den vorliegenden günstigen Einzelnachrichten ziehen kann, auch wirklich den Thatsachen entsprechen. Indessen läßt sich doch schon heute mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß das von der Regierungspresse aus Verleumdungen während der ganzen Wahlbewegung unterhaltene Kriegsgeschrei seine Wirkung nicht verfehlt hat, indem die süddeutsche demokratische Partei fast gänzlich von der Bildfläche verschwunden zu sein scheint und die Freisinnigen zum mindesten eine sehr erhebliche Einkufte erlitten haben. Nur darüber besteht kaum eine Meinungsverschiedenheit, daß das Centrum in ungeschwächter Kraft auch aus diesem Wahlkampfe wieder hervorgegangen ist. Am auffallendsten ist der Niedergang der Freisinnigen in Berlin zu Tage getreten. Hier, wo diese Partei fast ein volles Mandatalter hindurch ihre Herrschaft unangefochten behauptet hat, ist es ihr nicht gelungen, auch nur in einem einzigen Wahlkreise einen ihrer Candidaten durchzubringen. Ihre Stimmenzahl ist sogar gegen das Jahr 1884 um 4000 zurückgegangen, die wohl vorwiegend den Sozialdemokraten zu Gute gekommen sein mögen, da deren Heer um 25,000 Köpfe zugenommen hat, so daß dasselbe über nahezu 100,000 Stimmen verfügt. Ihnen gegenüber haben die aus den Nationalliberalen, den Freiconservativen und den Conservativen sich zusammenschließenden Cartellbrüder es nur auf 71,000 Stimmen gebracht. Von den 314,914 eingetragenen Wählern hatten 232,924, also rund 74 pCt. ihr Wahlrecht ausgeübt. An diesem Procentjah beizugehen sich die Freisinnigen nur mit 28,3, die Cartellbrüder mit 30,9 und die Sozialdemokraten mit 40,4. Letztere haben auch die Wahlkreise 3 und 5 trotz aller ihnen von der Polizei in den Weg gelegten Hindernisse mit Glanz behauptet, während sie entlassen sind, bei den Stichwahlen in den vier übrigen Bezirken den freisinnigen Candidaten zum Siege zu verhelfen, nachdem diese sich verpflichtet haben, für die Beilegung des Socialistenkampfes einzutreten. Nur eine vom Bartheil erzeugte Verblendung, wie sie der „Nordd. Allg. Ztg.“ eigen ist, kann in dem Ausfall der Berliner Wahlen ein erfreuliches Zeichen erblicken, da dieser Ausfall nur möglich geworden ist durch das furchtbare Anschwellen der Socialdemokratie. Die „Kreuzzeitung“ ist denn auch verständlich genug, offen einzugehen, daß die hiesigen Wahlen im höchsten Grade unerfreulich ausgefallen sind und daß das, was etwa an ihnen noch eifereulich sein könnte, lediglich den Herren Söcker und Wagner zum Verdienste anzurechnen ist. Denn die Mittelpartei habe sich außer Stande gezeigt, das zu leisten, was von ihr erwartet worden sei. Sogar ihr Prophet Miquel sei trotz des warmen Appells an das Judenthum nicht einmal in die Stichwahl gekommen. Dem Mißvergnügen der „Kreuzzeitung“ mag man allerdings zu Gute halten, daß sie instinctiv fühlt, wie die Nationalliberalen jetzt auf dem Wege sind, die Conservativen wieder in die zweite Linie zu drängen. Ein schwacher Trost ist es deshalb für das conservative Organ, daß das Centrum sich als der unangreifbare Thurm bewährt hat. Wäre es möglich gewesen, diesen Thurm durch die neue Kirchen-Vorlage zu erschüttern, so kann man sicher sein, daß man sich bereit haben würde, dieselbe in die Wahlbewegung zu werfen. Ihr Inhalt zeigt jedoch, daß mit diesem Gesez-Entwurf nicht viel Staat zu machen ist. Die neuen Zugeständnisse sind in der That für die Befriedigung unserer Bedürfnisse lange nicht ausreichend und überdies nicht genügend sicher gestellt, obendrein auch noch die Frucht nicht ganz unbedenklicher Gegenleistungen.

Berlin, 22. Febr. Ueber die rechtliche Lage bei einem Verfassungs-Conflikt im Reiche stellt die hiesige „Volksgaz.“ folgende Betrachtungen an. In den sechziger Jahren flossen in Preußen die Haupt-Einnahmen der Regierung aus directen Steuern, heute im Reiche fließen sie aus indirecten Steuern. Diese genügen aber noch lange nicht. Trotzdem den Einzelstaaten vor Jahren schon versprochen ist, daß Reich würde ihre Bedürfnisse decken helfen, kann dieses ihre Beiträge, die sogenannten Matricularbeiträge, heute noch nicht entbehren. Wenn nun die Reichsregierung die Matricularbeiträge nicht entbehren kann, so ist sie vom Reichstage abhängig. Matricularbeiträge sind ohne das verfassungsmäßig zu Stande gekommene Reichsgesetz unerkennbar. Darin ändert sogar Art. 62 der Reichsverfassung nichts. Derselbe lautet: „Zur Bestreitung des Aufwandes für das gesammte Bundesheer sind bis zum 31. December 1871 dem Bundespräsidenten (dem Kaiser) jährlich so viel Mark 225 Thaler, als die Kopfzahl der Friedensstärke des Heeres beträgt, zur Verfügung zu stellen. Nach dem 31. December 1871 müssen diese Beiträge von den einzelnen Staaten zur Reichskasse fortgezahlt werden.“ 1867 wurde auf diesen Artikel hoher Werth gelegt, weil darin eine Bürgschaft liegen sollte dafür, daß auch in einer budgetlosen Zeit die Mittel zum Unterhalt des Heeres zur Verfügung stehen würden. Heute hat der Artikel nur calcularische Bedeutung. Im Art. 70 sind nämlich die Regeln für den Entwurf des Einnahme-Etats aufgestellt, wonach zur Bestreitung der Ausgabe dienen 1. die Ueberschüsse der Vorjahre, 2. die Einnahmen aus Zöllen, aus dem Postwesen u. s. w., und 3. Matricular-

beiträge zur Deckung des dann noch Fehlenden. Die Matricularbeiträge werden nach Maßgabe der Bevölkerung in den Einzelstaaten berechnet, also in derselben Weise, wie nach Art. 62 die Heereskraft vertheilt werden soll. Den Einzel-Landtagen war bekanntlich das Recht vorbehalten, die Reichsverfassung zu genehmigen. Der offensibare Widerspruch zwischen Art. 62 und Art. 70 gab im preussischen Landtage einem Abgeordneten, der überall Klarheit liebte, Anlaß zu der Frage, ob die Reichsregierung der Ansicht sei, daß die 225 Thaler des Art. 62 neben den gemeinschaftlichen Einnahmen und den Matricularbeiträgen von den Einzelstaaten gezahlt werden sollten. Darauf erklärte Justiz-Minister im Namen der Staatsregierung, „daß es niemals ihre Absicht hat sein können, die Finanzwirtschaft des Reiches so aufzufassen, als ob neben den Steuern, die für die Reichskasse eingehe, außerdem noch 225 Thaler für jeden Kopf innerhalb der geschätzigen Puffer des Heeres gezahlt werden sollten; sondern daß immer nur die Meinung die gewesen ist, daß derjenige Antheil von 225 Thalern für den Kopf, der durch Reichskassen nicht gedeckt wurde, durch Matricularbeiträge zu bestreiten sei.“ Diese Erklärung vom 8. Mai 1867 beweist klar die rein calcularische Bedeutung des Art. 62. Als 1865 in Preußen kein Staatsgesetz zu Stande gekommen war, erließ die Regierung ein solches auf Grund des Nothstands-Paragraphe unter „eigener Verantwortlichkeit“. Wenn im Reiche der Versuch gemacht werden sollte, von dem Art. 62 der Reichsverfassung eine ähnliche Anwendung zu machen, wenn also die Reichs-Regierung eigenmächtig die Matricularbeiträge festsetzte, so wäre kein Einzelstaat verpflichtet, einen einzigen Pfennig an die Reichskasse abzuführen. Da Execution ihnen gegenüber nach Artikel 19 nur gestattet ist, wenn sie ihre „verfassungsmäßigen“ Bundespflichten nicht erfüllen, so bleibt bei verfassungswidrigen Forderungen der Reichskasse jeder Zwang ausgeschlossen. Die Lage der Einzelstaaten ist in dieser Frage zu günstig; nicht zahlen zu dürfen, ist eine zu angenehme Sache, als daß sich in Deutschland nicht einige Landtage finden sollten, die ihr Recht wahrnehmen. Eine praktische Bedeutung werden diese Ausführungen unter den obwaltenden Umständen schwerlich gewinnen.

Berlin, 22. Febr. Der dem Herrenhause heute zugegangene kirchenpolitische Gesetzentwurf lautet:

Artikel 1. Der Artikel 2 des Gesetzes vom 21. Mai 1866 wird wie folgt abgeändert: Die Bischöfe von Osnabrück und Limburg sind befugt, in ihren Diöcesen Seminare zur wissenschaftlichen Vorbildung von Geistlichen zu errichten und zu unterhalten. Auf diese Seminare finden die Bestimmungen des Artikels 2 des vorjährigen Gesetzes Anwendung; die beschrankende Bestimmung im Absatz 4 dieses Gesetzes wird aufgehoben, das heißt also, daß auch Studierende fremder Sprachen ohne besonderen Dispens diese Seminare besuchen dürfen.

Artikel 2. Das Gesetz vom 11. Mai 1873 wird wie folgt abgeändert: an Stelle der Vorschriften in Art. 2 und 3 des § 16 tritt folgende Bestimmung: „Der Einspruch ist zulässig, wenn darauf erachtet wird, daß der Anstellende aus einem Grunde, welcher dem bürgerlichen oder staatsbürgerlichen Gebiete angehört, für die Stelle nicht geeignet sei. Ein staatlicher Zwang zur dauernden Befolgung der Pfarrämter findet fortan nicht statt.“ § 18 des Gesetzes vom 11. Mai 1873 wird aufgehoben. Gerichtliche Entscheidungen gegen Geistliche in den Fällen des § 21 des letztgenannten Gesetzes haben nicht von Rechts wegen die Erhebung der Stelle zur Folge. Die entgegenstehende Bestimmung wird aufgehoben.

Artikel 3. Die in Absatz 2 des Artikels 8 des vorjährigen Gesetzes vorgeschriebene Verpflichtung der geistlichen Oberen zur Mittheilung kirchlicher Disziplinarurtheile an die Obergerichtsinstanzen wird aufgehoben.

Artikel 4. Das Gesetz über die Grenzen des Gebrauchs der kirchenpolitischen Strafmacht vom 13. Mai 1873 wird aufgehoben. Nur § 1 bleibt bestehen.

Artikel 5 ändert das Gesetz über die geistlichen Orden wie folgt ab: Von den durch dieses Gesetz ausgeschlossenen Orden und ordensähnlichen Congregationen können durch Beschluß des Staatsministeriums diejenigen zugelassen werden, welche sich der Aufzucht in der Seelsorge oder der Übung christlicher Nächstenliebe widmen, oder deren Mitglieder ein beschauliches Leben führen. Auf diese finden die Bestimmungen der einzelnen Reichs-Landtage, sowie der sonstigen Verhältnisse dieselben geistlichen Bestimmungen Anwendung, welche für die beschriebenen Orden und Congregationen gelten. Die Ministerien des Innern und des Cultus können den Orden die Ausbildung von Missionären für den Dienst im Auslande, sowie zu diesem Behufe die Errichtung einer Niederlassung gestatten.

In allgemeinen Motiven wird zunächst auf die bekannten vorjährigen Verhandlungen hingewiesen, in Folge deren die Regierung mit der Curie unterhandelte, um entsprechend ihrer Fürsorge für die katholischen Unterthanen und den freundschaftlichen vertrauensvollen Beziehungen zur Curie die Grundlagen für ein Gesetz zu gewinnen, welches die Verhältnisse zwischen Staat und Curie zu beiderseitiger Zufriedenheit gestalte. Die Regierung habe sich dabei nicht auf eine Revision der im vorjährigen Gesetz unerledigt gebliebenen Bestimmungen beschränkt, sondern den Wünschen der Curie gern entgegenkommend, auch solche Fragen in Erwägung gezogen, die durch das vorjährige Gesetz eine Regelung gefunden haben. Sie dürfe demnach zuversichtlich hoffen, daß der Entwurf geeignet sei, die bei seiner Aufstellung leitend gewesenen Ziele zu verwirklichen.

M. Gladbach, 22. Febr. Ganz anders als in vielen mißgeschickten Kreisen denkt man in den Reihen der Centrumpartei über den Werth der freien Wahl. Es mag in dieser Beziehung an die schönen Worte erinnert werden, welche Herr Frz. Brandts jun. am Sonntag in der Wählerversammlung der Centrumpartei hier selbst sprach: „Wir verlangen“, sagte Herr Brandts, „keine Stimme für unseren Candidaten, als nur auf Grund der eigenen und freien Ueberzeugung des Wählers, daß er durch seine Stimmabgabe dem Wohle des Vaterlandes mehr der Kirche diene. Wer seine feste Ueberzeugung hat, bedarf keines Rathes. Es soll sich keiner beeindrucken lassen, gegen seine Ueberzeugung zu stimmen; ist er ein Fabrikarbeiter, so soll er seine Ueberzeugung seinem Brodberuf nicht opfern, und ebensowenig soll ein Mitglied des Kriegesvereins auf seine Ueberzeugung Verzicht leisten. Wir wünschen nur, daß die Führer der „liberalen“ Partei dieselbe Erklärung abgeben und jede Wahlbedrückung und jeden Wahlterrorismus ebenso verurtheilen wie wir.“

Leider ist dieser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen, und manche Arbeitgeber, die sich für „liberal“ halten, nützen ihre Stellung in einer Weise gegenüber den Arbeitern aus, als ob sie Sklaven vor sich hätten und nicht freie Männer.

Triar, 21. Febr. Durch Urtheil des kgl. Landgerichts hier selbst vom 7. April 1885 wurde für Recht erkannt, daß die sämmtlichen im Jahre 1874 von der kgl. Regierung beschlagnahmten und vom kgl. preussischen Fiskus als Staatseigenthum in Anspruch genommenen Güter des hiesigen Bischöflichen Seminars nicht dem Staate gehören, sondern Eigenthum des Seminars seien. Das Oberlandesgericht zu Köln hat durch Urtheil vom 8. April 1886 jene landgerichtliche Entscheidung bestätigt. Der kgl. preussische Fiskus war hiermit nicht zufrieden, sondern hat Recurs beim Reichsgericht erhoben. Die Verhandlung der Sache ist nunmehr, nach der „Köln. Ztg.“, auf den 8. März festgesetzt.

Der diesjährige Fasten-Hirtenbrief des Herrn Bischofs von Osnabrück handelt über die Feier der Sonnen- und Feiertage. Die Sonnen- und Feiertage sind, so wird ausgeführt, geeignet und geheiligt, erstens als Tage „der Ruhe“, sodann als Tage „gnadenreichen Umganges mit Gott“, und

endlich als Tage der Eifer. Die Matri-
cularbeiträge werden nach Maßgabe der Bevölkerung in den
Einzelstaaten berechnet, also in derselben Weise, wie nach Art.
62 die Heereskraft vertheilt werden soll. Den Einzel-
Landtagen war bekanntlich das Recht vorbehalten, die
Reichsverfassung zu genehmigen. Der offensibare Widerspruch
zwischen Art. 62 und Art. 70 gab im preussischen Landtage
einem Abgeordneten, der überall Klarheit liebte, Anlaß zu
der Frage, ob die Reichsregierung der Ansicht sei, daß die
225 Thaler des Art. 62 neben den gemeinschaftlichen Ein-
nahmen und den Matricularbeiträgen von den Einzelstaaten
gezahlt werden sollten. Darauf erklärte Justiz-Minister im
Namen der Staatsregierung, „daß es niemals ihre Absicht
hat sein können, die Finanzwirtschaft des Reiches so aufzu-
fassen, als ob neben den Steuern, die für die Reichskasse einge-
gehen, außerdem noch 225 Thaler für jeden Kopf innerhalb
der geschätzigen Puffer des Heeres gezahlt werden sollten;
sondern daß immer nur die Meinung die gewesen ist, daß derjenige
Antheil von 225 Thalern für den Kopf, der durch Reichskassen
nicht gedeckt wurde, durch Matricularbeiträge zu bestreiten
sei.“ Diese Erklärung vom 8. Mai 1867 beweist klar die rein
calcularische Bedeutung des Art. 62. Als 1865 in Preußen
kein Staatsgesetz zu Stande gekommen war, erließ die Regierung
ein solches auf Grund des Nothstands-Paragraphe unter „eigener
Verantwortlichkeit“. Wenn im Reiche der Versuch gemacht werden
sollte, von dem Art. 62 der Reichsverfassung eine ähnliche
Anwendung zu machen, wenn also die Reichs-Regierung eigenmächtig
die Matricularbeiträge festsetzte, so wäre kein Einzelstaat
verpflichtet, einen einzigen Pfennig an die Reichskasse abzuführen.
Da Execution ihnen gegenüber nach Artikel 19 nur gestattet ist,
wenn sie ihre „verfassungsmäßigen“ Bundespflichten nicht
erfüllen, so bleibt bei verfassungswidrigen Forderungen der
Reichskasse jeder Zwang ausgeschlossen. Die Lage der Einzel-
staaten ist in dieser Frage zu günstig; nicht zahlen zu dürfen,
ist eine zu angenehme Sache, als daß sich in Deutschland
nicht einige Landtage finden sollten, die ihr Recht wahrnehmen.
Eine praktische Bedeutung werden diese Ausführungen unter
den obwaltenden Umständen schwerlich gewinnen.

* Aus
19. d. geme
eingeborenen
ische Diffe
zieren und
weffungen
Amu Dar
Zurückstans
daß ein ru
turgan, einen
Rund und
Gerichte beh
mit einer
Seitan ange
Herat nach
Kenntniß. —
gramm aus
eine Flugsch
Zusammenhan
bar und die
schildert.

* Bodum
vom 16. d. M.
preussischen
von fünfzehn
— n. Halle
hiesigen Dampf
dem der Dampf
erften Male wie
Wendelsteden
Platzmeister wu
des Kasse münd
gange Sägemer
Z. Castro
wirth Hermann
hiesigen Landw
in einer demnach
landwirtschaftlich
richtung und
lassen. Der vor
Engage an die
frierung de
an der Veramm
— n. Bruch
und Oetters“ im
jähriges Festnack
ball. Das Fest m
— n. Bruch
der Vig.-Act.-G
laten besteht, auf
Belastung, der Ge
die Kriegesucht
Leuten vorzuebr
über seine Zügel
alles nichts genut
in Bocholt (Centr.
v. Reichenheim (frei
* Vom Rho

Der Mensch
Wahrheit und G
Wahrheit, der
Habe ich durch
Gewissheit erlang
leuchtet, das glau
alle Tage mit m
Gewissheit nicht
niß Anderer hin
es mir bezugen,
So haben z. B.
nicht im Mindest
die Aussagen de
sen, für wahr a
Gewissheit von d
gesehen hast? I
zur Gewissheit i
das Glauben; i
Wissen aus eige
beim Glauben
nun die Frage:
Würde hand
dige Aus sage A
gehehen habe?
muß sogar glau
selber Vieles ni
sehen; zweifelst
du würdest ja s
weil die Christen
glaubigt ist. M
dieser Glaube d
1. Wir bes
ist überhaup
alles ursprüngl
das Kind zu ei
seinen Eltern
für wahr, was
zur Erkenntniß
das Lesen erlern
dieser Buchstabe
gläubig an, und
zu lesen begann
diese Buchstaben
brachten, und n
in jedem beliebi
der Buchstaben
Augustinus
vorausgeht, wen
sicht folgt.“ T
auf dem Glauf
Vater und jene
Natur der Sac
durch ist er ge

Beilage

Merkmalen

Vollzeitung
in Bochum.

Sonntagsfreund

Unterhaltungsblatt

für das christliche Volk.

Ersteint

nachmittags

ausgegeben

Sonntags mit

Sonntags-He.

Bochum.

Sonntag, den 20. Februar.

1887.

Die Offenbarung.

I.

Der Menschengestalt hat einen unwiderstehlichen Drang nach Wahrheit und Gewissheit. Es führt aber ein doppelter Weg zur Wahrheit, der Weg des Wissens und der Weg des Glaubens. Habe ich durch eigene Anschauung und Einsicht von einer Sache Gewissheit erlangt, so weiß ich es; daß z. B. die Sonne über mir leuchtet, das glaube ich nicht bloß, sondern ich weiß es, weil ich sie alle Tage mit meinen Augen sehe. Habe ich aber von einer Sache Gewissheit nicht durch meine eigenen Sinne, sondern auf das Zeugnis Anderer hin, weil Andere, die es gesehen oder gehört haben, es mir bezeugen, so weiß ich das nicht, sondern ich glaube es. So haben z. B. Viele Rom nicht gesehen, aber sie zweifeln darum nicht im Mindesten daran, daß es ein Rom gibt; sie nehmen eben die Aussagen der Berichterstatter und Augenzeugen, die dort gewesen, für wahr an, d. h. sie glauben es. Versucht etwa das der Gewissheit von der Existenz Roms etwas, daß du es nicht selbst gesehen hast? Nicht im Mindesten. Also gibt es zwei Wege, um zur Gewissheit in Betreff einer Sache zu gelangen, das Wissen und das Glauben; der Unterschied liegt nur darin, daß man beim Wissen aus eigener Anschauung und Einsicht die Gewissheit hat, beim Glauben aber auf das Zeugnis Anderer hin. Es entsteht nun die Frage: Kann Jemand behaupten, daß ich unter meiner Würde handle, wenn ich glaube, wenn ich auf die glaubwürdige Aussage Anderer etwas für wahr halte, was ich nicht selbst gesehen habe? Wer könnte das behaupten? Im Gegentheil, ich muß sogar glauben, wenn ich Kenntnisse erlangen will, weil ich selber Vieles nicht sehen kann. Du hast Amerika noch nicht gesehen; zweifelst du deshalb, daß dieses Land existiert? Gewiß nicht; du würdest ja für thöricht gelten, wenn du daran zweifeln wolltest, weil die Existenz dieses Welttheiles durch zahlreiche Zeugnisse beglaubigt ist. Also du glaubst, daß es ein Amerika gibt, und ist dieser Glaube deiner unwürdig?

1. Wir behaupten aber noch mehr; wir sagen: Der Glaube ist überhaupt notwendig, um zum Wissen zu gelangen; alles ursprüngliche Wissen beruht auf dem Glauben. Wie wird das Kind zu einer Kenntnis gelangen, als einfach dadurch, daß es seinen Eltern und Lehrern Glauben schenkt? Es hält dasjenige für wahr, was diese ihm sagen, und auf solche Weise kommt es zur Erkenntnis und zum Wissen. Haben wir nicht Alle dadurch das Lesen erlernt, daß wir den Versicherungen des Lehrers glaubten, dieser Buchstabe heiße a und jener heiße b; wir nahmen das zuerst gläubig an, und als wir dann die Buchstaben zusammensetzten und zu lesen begannen, überzeugten wir uns von der Richtigkeit, weil diese Buchstaben Worte bildeten, und die Worte uns Gedanken brachten, und weil wir dann nicht bloß in einem Buche, sondern in jedem beliebigen Buche uns überzeugen konnten, daß dieser Laut der Buchstaben so und nicht anders sei. Darum sagt der heilige Augustinus: „Das ist die Ordnung der Natur, daß der Glaube vorausgeht, wenn wir etwas lernen, und dann erst die innere Einsicht folgt.“ Das ganze gesellschaftliche Leben beruht gewissermaßen auf dem Glauben. Muß nicht das Kind glauben, daß dieser sein Vater und jene seine Mutter sei? Wissen kann es dieses nach der Natur der Sache nicht. Der ererbte Besitzstand einer Familie, wodurch ist er gesichert, als durch den Glauben an die geprüften Ur-

tunden? Und alles Recht im Staatsleben, alle Fragen über das Eigentum, über das Mein und Dein, wodurch werden sie geregelt, als durch den Glauben an die Documente und authentischen Zeugnisse? Mit Recht sagt darum Cicero: „Die Grundlage aller Fragen über Mein und Dein gibt der Glaube.“ Und selbst die Rechtspflege, wodurch ist sie bedingt, wie kann sie geübt und ausgeführt werden, als durch den Glauben auf die Zeugenaussage? Ohne diesen Glauben kann der Richter kein Urtheil fällen. Also ist der Glaube des Menschen nicht unwürdig, im Gegentheil, er ist schon im gewöhnlichen Leben unumgänglich notwendig.

2. Nun fragen wir: Soll das religiöse Leben des Menschen allein ausgenommen sein von der Nothwendigkeit des Glaubens? Soll man dem Menschen glauben dürfen, Gott aber nicht? Soll man auf das Zeugnis der Schriftsteller die Thaten der Vergangenheit als wahr annehmen, den Worten Gottes aber und den Zeugen seiner Thaten keinen Glauben schenken? Gott zu glauben das soll unter des Menschen Würde sein? Welch ein Widerspruch wäre dies, das Zeugnis der Menschen annehmen und das Zeugnis Gottes verwerfen? Solch eine Zumuthung kann uns doch Niemand machen, der noch gesunden Verstandes ist.

Das Zeugnis Gottes aber ist die Offenbarung. Sie ist uns, was den Alten Bund betrifft, verbürgt durch ein ganzes Volk, durch das Volk Israel, das zur Stunde noch in unserer Mitte lebt; was aber den Neuen Bund anlangt, so ist uns die Offenbarung in demselben verbürgt und gewährleistet durch viele Augen- und Ohrenzeugen, durch das Blut von Hunderttausenden, durch den achtzehnhundertjährigen Bestand der Kirche. Wie, fragen wir mit Recht, das Zeugnis der Menschen dürften wir annehmen, das Zeugnis Gottes aber, das so glänzend bestätigt ist, sollten wir nicht annehmen? Das sollte unter der Würde des Menschen sein, wie die moderne Aufklärung zu sagen beliebt? Wäre das nicht die größte Thorheit, das Zeugnis des Niederen annehmen, das des Höheren aber verwerfen? Die Frage, die an uns ergeht, ist nicht die: Soll ich Gott glauben, wenn er sich offenbart, wenn er zu den Menschen redet? Das versteht sich von selbst, weil Gott die ewige Wahrheit ist und sein muß, so wahr er Gott ist. Die Frage ist vielmehr diese: Hat sich Gott wirklich geoffenbart? Darauf antwortet uns das ganze Volk Israel: Ja, Gott hat sich geoffenbart, er hat zu den Vätern gesprochen, er hat durch die Propheten geredet, er hat sein Gesetz durch Moses gegeben. Es antworten uns ferner die Apostel und die ersten Blutzengen des Neuen Bundes: Gott hat sich geoffenbart in Christo, er ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, er hat durch seine Lehre den Irrthum, durch seinen Tod am Kreuze die Sünde überwunden. Die heidnische Weltordnung ist gestürzt und die christliche Weltordnung ist entstanden. Diese antwortet mit einem entschiedenen, unleugbaren Ja, Gott hat in Christo sich geoffenbart und die Welt erlöst. Nun sagen wir: Wenn Gott sich offenbart und von sich Zeugnis gibt, so ist es nicht unter unserer Würde, ihm zu glauben und sein Wort anzunehmen, und hat er sich wirklich geoffenbart, dann müssen wir ihm glauben. Das kann keinem Zweifel unterliegen. So gut das Wort des Königs Anspruch hat auf den Glauben der Unterthanen, ebenso gut, ja unendlich mehr hat das Wort Gottes, des ewigen Königs, Anspruch auf den Glauben der Menschen. Darum sagt der Apostel: „Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen.“

Indes, der Unglaube ist die Krankheit unseres Jahrhunderts.

uheit

n, wie überhaupt
en Tasse Kaffee
welches bei der
e zugelegt, dem
feinen, pikanten
ste weltberühmte
1011
„Weber's Carls-
del kommt, wird
in Madevent-
Carlons, enthl.
Kaffee, zum Preise
ungen zu haben.

smarkt

s Colonial- u. Farb-
rd zum 1. Mai ein
ling,
guter Schulbildung,
b Logis im Hause.
Offerten unter B.
die Exped. d. Bzg.

nd Schlosser
gen Eintritt 1051
tte Westfalia.

tüchtige
Bauschreiner-
ellen

959
llenberg
Hedersheim
orf a. d. Ruhr.

Mädchen
at meken kann, gef.
Epikberg 5 b.

ieastuädchen
Don wenn? sagt
925

Amädchen,
Jahren gesucht.
die Exp. (1034

Mädchen von 16-
für Gesellsch. und
zum 15. März
Auestr. 10.

von 18 Jahren,
ausarbeit versteht,
1053
nstraße 32.

Nummen
Ecke. Frau Ste.
Weberstr. 18. (1046

ndermädchen
schmittags) gesucht.
v. d. Bzg. (1055

Stadt Bochum
Februar 1887.

August Hermann, S.
r. Dhl. L. Moore
S. des Fabrikers
Johannstr. 23.
S. des Fabrikers
teller. 20. Btl.
humeister-Diätar
chtr. 9. Ellette,
riedr. Bötke, Moit-
na, T. des Fabr.
heiserstr. 36. Al-
drillers Joh. Köf-
en 31. Maria,
heob. Gölsmann,
Theodora, T. des
Holsen, Deme-
r. des Polizeier-
is, Demeistr. 27.
Kirch Wlf. Janzen
str. 46. Theodor,
S. des Fabrikers
nstr. 76a. Maria,
Tagelöhners Sch.
tr. 2. Maria, 1
S. Arbeiters Carl
r. 12. Anna, 1
Laurers Stephani-
r. 2. Berginval.
er, 66 J. 6 M.
Schreinermeister
67 J. 3 M. alt,
erichshote Louis
M. alt, Thomas-
J. 9 Mon. alt,
hneiders Joseph
20. Elisabeth,
Jahnarbeiters W.
str. 57. Josephine,
Schneiders Ant.
84.

gend gebeten,
niemals an
oder an eine
refesse irgend
ten unseres
geben, son-
e Adresse:

on der
Bolzsg.

Man hat eine Scheu vor dem Glauben, eine Abneigung gegen die übernatürlichen Wahrheiten; man ist bemüht, mit gewissen Phrasen sich darüber hinwegzusetzen und wo möglich, sie zu läugnen oder zu verspotten. Selbst wenn eine Wahrheit auf das Klarste bewiesen, wenn eine Glaubenslehre durch die gewichtigsten Gründe und Zeugnisse gestützt und mit den Gesetzen des vernünftigen Denkens vollständig in Einklang gebracht ist, so fertigt man sie kurz ab mit der vornehmen Bemerkung: „Ist nur Pfaffen geschwätz das!“ Und dies einzige Wort genügt oft, der Jugend, ja selbst manchen Erwachsenen die Augen zu blenden und sie für jede ernstere Prüfung unempfänglich zu machen. Es ist bedauerungswürdig, aber wahr: Die destruktive Tendenz unserer Zeit geht nur darauf aus, zu läugnen und niederzureißen, nicht aber aufzubauen und etwas zu beweisen und festzuhalten. Man prahlt mit der modernen Aufklärung; aber worin besteht diese Aufklärung in religiöser Beziehung? Wir können es tagtäglich sehen und hören. Als aufgeklärt gilt, wer keinen Glauben hat, wer die christlichen Lehren für nicht mehr zeitgemäß hält und von einer Zukunftsreligion spricht. Das Christentum muß sich mit den Zeitideen ausöhnen, heißt es, es muß sich den Forderungen des Zeitgeistes anbequemen. Fragt man aber, was denn der Zeitgeist verlange, worin die Zukunftsreligion bestehen soll, dann heißt es immer: Weg mit den christlichen Dogmen, fort mit der Lehre von der Menschwerdung Gottes, von der Gottheit Christi, von einer unteilbaren Kirche; diese Sätze passen nicht mehr in das neunzehnte Jahrhundert. Man verwirft einfach, was man nicht will; man behauptet und spricht ab ohne irgend einen Beweis; man reißt nieder, ohne aufzubauen, wie es der Materialismus der Jetztzeit zur Genüge darthut. Bequemt man sich aber doch dazu, die evangelische Lehre wissenschaftlich zu bekämpfen und zu widerlegen, dann geschieht es in jener unredlichen und hinterlistigen Weise, wie es der Christuskritiker Renan in seinem „Leben Jesu“ gethan. Man streicht jene Capitel aus den Evangelien, die man ein für allemal nicht umdeuten kann; die andern aber werden gedreht, gewendet, gemodelt, bis sie in das beliebte System passen; kann man bei einem Ereigniß oder einer Thatfache den Wundercharacter nicht in Abrede stellen, dann muß es eine Täuschung der Evangelisten oder ein späterer Zusatz sein. Und damit die ganze sogenannte evangelische Darstellung auch den sentimentalischen Seelen zusagt, wird eine gewisse Bewunderung und Hochschätzung für die von den Evangelisten geschilderte Persönlichkeit Jesu geheuchelt. So macht es der vielgelesene Renan in dem erwähnten Buche. Auf Widerprüche und Lügen kommt es ihm gar nicht an. Zuerst scheidet er Alles von den Evangelien aus, was für die Gottheit Christi spricht. Fragt man aber: Mit welchem Recht? so gibt es keine andere Antwort, als weil er nur so zu seinem Ziele gelangen kann. Zwar schilbert er den Nazarener als einen glühenden Eiferer für die Ehre Gottes, als das höchste Ideal der Tugend. Doch mit diesem Lobe ist es nicht so ernst gemeint; er will nur seinen Lesern Sand in die Augen streuen. Denn einige Seiten nach den Lobsprüchen über Jesus lesen wir wörtlich Folgendes: „Jesus war eigentlich ein Schwärmer, voll falscher, unmöglicher Ideen, ein überspannter Geist, der die heiligen Grenzen der menschlichen Natur verachtete, der halb zum Verrüger, halb zum Wahnsinnigen wurde, ein Revolutionär, der die Rolle eines Messias spielte und falsche Wunder that, dessen verunglücktem Leben die Juden zu seinem eigenen Besten ein Ende machten etc.“ Kann es eine ärgere Gotteslästerung geben? Weil indessen das doch manchen Leser unangenehm berühren könnte, mischt er wieder einigen Zucker bei, indem er Jesum mit Thränen der Rührung einen unvergleichlichen Mann, einen wunderbaren Geist, die erhabenste Persönlichkeit, den Schöpfer der ewigen Religion etc. nennt; ja, zum Schluß ruft er ihm zu: „Zwischen dir und Gott wird fortan kein Unterschied mehr sein.“ So wird nach einigen Textseiten der „Verrüger“ wieder zum „Gott“ gestempelt; und es ist eine und dieselbe Persönlichkeit in einem und demselben Buche jetzt als „überspannter“, dann wieder als „wunderbarer Geist“ dargestellt; jetzt ist er ein „Schwärmer, Verrüger und halb Wahnsinniger“, dann ist er wieder „die erhabenste Persönlichkeit, der Schöpfer der ewigen Religion“. Diese diametralen Widersprüche können die Christusfeinde recht gut tragen.

Ueber die Pflichten der Eltern gegen die Schule.

V.

B. Heute handelt es sich um eine sehr ernste Frage, ernst deshalb, weil es sich um diejenige Sache handelt, welche die größten und häufigsten Streitigkeiten zwischen Schule und Haus hervorruft. Die Frage der körperlichen Züchtigung. „Ich will mein Kind nicht vom Lehrer geschlagen haben; wenn es Strafe verdient, so kann ich es selbst züchtigen“, so hört man nicht selten unverständige Eltern sagen. Es verlohnt sich daher wohl der Mühe, zu untersuchen, ob der Lehrer denn wohl das Recht oder gar die Pflicht hat, zu strafen.

Wenn ich die Eltern frage, ob sie selbst das Recht haben, ihr Kind körperlich zu züchtigen, so werden sie sämtlich diese Frage für eine sehr überflüssige erklären; noch nie habe jemand dies bezweifelt, sagen sie. Und sie haben Recht. Ja, noch mehr, es ist sogar eine heilige Pflicht für die Eltern, ihre Kinder nach Verdienst zu züchtigen, eine recht unangenehme Pflicht allerdings, aber darum nicht weniger strenge. „Entziehe deinem Sohne die Züchtigung nicht!“ sagt die hl. Schrift; „denn schlägst du ihn mit der Ruthe, so wird er nicht sterben; du aber wirst seine Seele retten.“ Noch deutlicher tritt die schwere Verantwortung der Eltern in dem Beispiele des Hohenpriesters Heli hervor: „Ich will alles wider Heli erfüllen“, sprach Gott zu Samuel, „was ich geredet habe wider sein Haus; denn er wußte, daß seine Söhne Böses thaten, und strafte sie nicht.“

Wenn aber die Eltern die Pflicht haben, ihre Kinder zu züchtigen, so hat sie der Lehrer nicht minder. Der Lehrer ist der Stellvertreter der Eltern und hat als solcher alle Rechte und Pflichten derselben, also auch die unangenehmsten aller Pflichten, die Pflicht, zu strafen. Und wenn die Mutter ihre drei oder vier Kinder zu Hause ohne Schläge nicht erziehen kann, wie kann sie dann glauben, daß der Lehrer in der Schule, wo viel höhere Anforderungen an die Willenskraft der Kinder gestellt werden müssen, als zu Hause, eine so große Zahl von Schülern ohne körperliche Züchtigung auf dem rechten Wege halten kann? Der Lehrer hat also das Recht und die Pflicht, die Kinder zu strafen, wenn sie es verdienen. Er würde sich deshalb einer schweren Pflichtverletzung schuldig machen, wenn er denjenigen unverständigen Eltern, die ihm dieses Recht bestreiten, nachgeben und sagen wollte: „Gut, die Kinder gehören ja nicht mir, sondern ihren Eltern. Mögen diese sie also selbst für ihre Unarten bestrafen!“ Was würde es Heli geholfen haben, wenn er dem lieben Gott erklärt hätte: „Ich habe die Sünden nicht gestraft, weil sie ja dein sind; denn du hast sie geschaffen, und ich bin nur dein Stellvertreter bei ihnen. Das Strafen habe ich daher auch dir, ihrem eigentlichen Herrn und Vater, überlassen!“

„Ja, das ist wohl alles gut und schön“, höre ich da den Einen oder Andern sagen, „ich hätte auch nichts dagegen, daß meine Kinder in der Schule gestraft würden, wenn es nur immer mit Gerechtigkeit geschehe und nicht über das Maß hinausginge.“ Du glaubst also, die Strafe würde wohl ungerechter Weise ertheilt. Nun sage mir, kannst Du wohl mit Sicherheit behaupten, daß du niemals eines deiner Kinder ungerecht bestraft habest? Wenn du dies behauptest, dann bist du entweder sehr vollkommen, oder, was viel eher anzunehmen ist, du bist dir keines Unrechts nie bewußt geworden. Hättest du so viele scharfe Wächter neben dir, als der Lehrer, so wüdest du jedenfalls auf den einen oder andern Fall einer überreichten Bestrafung aufmerksam gemacht worden sein. Alle menschliche Handlungen sind dem Jertum unterworfen; es kann also auch geschehen, daß der Lehrer ungerechter Weise straft. Aber ebenso, wie du es mit Entrüstung von dir weisen würdest, wenn ich dir sagte, du habest dein Kind absichtlich ohne Ursache bestraft, so wird auch der Lehrer den Vorwurf zurückweisen, er habe mit Absicht ein unschuldiges Kind bestraft. Warum auch sollte er's thun? Ist das Strafen etwas so Unangenehmes, daß es ohne Noth, aus reiner Liebhaberei, geschehe? Nein, jeder Lehrer freut sich, wenn er sich nach volkrechtem Tageswerke sagen kann: „Heute habe ich nicht zu strafen brauchen.“

Woher kommt es dann, daß der Schule so manchmal vorgeworfen wird, sie strafe ungerechter Weise? Das kommt von der Leichtgläubigkeit mancher Eltern. Da kommt der Kleine mit verweinten Augen nach Hause. Nun wird untersucht. Zuerst will er nicht gestehen. Erst auf vieles Drängen erklärt er, er sei vom Lehrer gestraft worden, weil er einen Fehler gemacht oder sich einmal umgesehen habe. Nun geht ohne Weiteres das Schimpfen los, und zwar in Gegenwart des Kindes. Damit wird zunächst das Ansehen des Lehrers untergraben, und ferner wird das Kind in seinen Unarten gestärkt. Und was denn wirklich der Fehler oder das Umschauen der Grund der Strafe? In der Schule wird nicht die Unfähigkeit oder ein Versehen bestraft, sondern der böse Wille, mag er sich nun zeigen in fortgesetzter Trägheit oder in andauernder Unaufmerksamkeit oder in einem schlechten Betragen. Glaubet also nicht gleich dem Kinde, wenn es sagt, es sei wegen dieser oder jener geringfügiger Sache bestraft worden! Tritt die Strafe wiederholt ein, so erkundigt euch lieber beim Lehrer, und dann thut euer Bestes, um das Kind so zu erziehen, daß die Bestrafung desselben fortan nicht mehr nöthig ist, dadurch macht ihr euch um euer Kind sowohl, als auch um die Schule verdient.

„Aber es geht zuweilen über das Maß hinaus“, sagst du. Gewiß, es kann vorkommen, daß sich die Spuren einer Züchtigung auf dem Rücken des Kindes zeigen; aber eine wirkliche Verletzung kommt doch höchst selten vor. Und dann möchte ich dich auch hier wieder fragen: Hast du dich niemals in der Erregung so weit fortgerissen lassen, daß du dir nachher hast sagen müssen, es war etwas zu viel? Nun, wenn dies so ist, so sei

auch nicht zu Willen nach der Strafe!

Hiermit gegen die Schick durch die Hand in der Jugend arbeit

Lebte da bekannten Mann, der verließ, aber der sehr Kräfte zu nehmen, al Seine D am Oberthor zu besuchen, o Im Alter nahm er sich zu heilen, so „Feld“ anzu. Die Ehe ersah nicht in Selbsteigheit, ih Eine düst die ihn erst ih thenden Einwir riet, während Aufnahme bere Immer si zu meiden un fürzte sich in zuletzt auf den die nächsten M stets gereizten Eines Tag neßt dem ga Hauptstadt und fäde unter der fiedte.

Schwere C „Soll ich oder soll ich me In diesem „Ich gebe Acht Tage eines folgen f 25 Meilen die big Kopfte und von seiner best Europa ver Brasilien, mo es auch wirklich an Bekannten und unter Selbstwylr Stige von 34 kocht. Die kon verlassen bestich über die Stirne selben Weg zwei die Nähe des S

Ruhig sag schon wieder Eu nommen werden Ein Beginn chens, eine erw ein merklches R stimmt drohenden einigen Bekant ihm auf seine r sekte.

Er sprach t gemacht. Aber gehen — zurück noch gut gespid energilichen Auf, seine Fortschungen Zwanzig Te wieder hervor u selbe erst gestern Wenn man trinkt er seinen weiter, aber auch Laune befindet, n so äußert er sein

ernst deshalb,
a und häufig.
Die Frage
und nicht von
ich es selbst
gen. Es ver-
er denn wohl

ben, ihr Kind
für eine sehr
gen sie. Und
Blick für die
unangenehme
tische be-
rilt; „den n
t sterben;
icher tritt die
Hohenpriester
Gott zu Sa-
uhte, daß
nicht.“
zu süchtigen,
der Stelle
le Reiste
schufte aller
hre drei oder
ann sie dann
überungen an
auf, eine so
dem rechten
die Pflicht, die
deshalb einer
en unverständ-
lagen wollte:
ern. Mögen
es Heil ge-
habe die
gehasst, in
habe ich dar-

Einem oder
kinder in der
igkeit ge-
bit also, die
fannst Du
r Kinder un-
du einver-
st du beides
ächter neben
oder andern
sein. Alle
um also auch
enso, wie du
te, du habest
der Lehrer
es Kind be-
as so Mager-
Rein, jeder
sag: a kann:

vorgeworfen
Häufigkeit
nach Hause.
auf vieles
weil er einen
t ohne Wei-
s Kindes.
und ferner
wirklich der
Schule wird
se Wille,
oder in an-
schlechten
sagt, es sei
! Tritt die
r, und dann
strafung des
m euer Kind

du. Gewiß,
dem Rücken
höchst selten
hast du dich
dir nachher
so ist, so sei

auch nicht zu empfindlich, wenn einmal der Lehrer dein Kind wider seinen Willen nach deiner Ansicht etwas über das Maß hinaus gestraft haben sollte!

Hiermit will ich meine Erörterungen über die Pflichten der Eltern gegen die Schule schließen, da ich die Hauptpunkte berührt habe. Möchte ich durch dieselben etwas dazu beigetragen haben, daß Schule und Haus Hand in Hand an dem so unendlich wichtigen Werke der Erziehung der Jugend arbeiten!

Hermann Brüd.

Eine Reise nach Amerika.

Eine Humoreske, aber thatsächlich wahr.

Lebte da Anfangs der Siebziger Jahre und lebt noch heute in dem bekannten schweizerischen Städtchen Saldwyla ein braver Bürger und Webermann, der pünktlich seinen Bürgernutzen in Empfang nahm und reiblich, aber ohne Leidenschaft seinen Kohl pflanzte; der nebenbei als städtischer Krähentischler arbeitete, ohne die Bürde seiner Würde schwerer zu nehmen, als dem Gehalt von 200 Franken angemessen war.

Seine Haupttätigkeit bestand indes darin, die verschiedenen Schenken am Oberthor und Unterthor seines angesehnen Städtchens regelmäßig zu besuchen, ohne die dazwischen liegenden zu vernachlässigen.

Im Alter von über vierzig Jahren von einer heftigen Liebe erfasst, nahm er sich eine Lebensgefährtin, nicht nur um Freud und Leid mit ihr zu teilen, sondern mehr um ihr für die schwerere Arbeit im Freien das „Feld“ gänzlich zu überlassen.

Die Ehe blieb kinderlos, das ersehnte Pfand der verspäteten Liebe erschien nicht und vergeblich harrten die späten Jungen der Saldwyla der Gelegenheit, ihrer gefürchteten Bosheit die Fäustel schreien zu lassen.

Eine düstere Stimmung bemächtigte sich unseres jungen Ehe Mannes, die ihn erst Abends spät zu verlassen pflegte, wenn er unter der wohlthunenden Einwirkung nachlässiger Schoppen in's Stübchen des Singens geriet, während seine „Witte“ zu Hause ihm bereits eine lächerliche Aufnahme bereitet hatte.

Immer finstlicher blickte der Mann, er fing an, den häuslichen Herd zu meiden und milder seines Amtes als seines Dursches zu warten; er stürzte sich in Unternehmungen, die wenig Vortheil brachten, und verfiel zuletzt auf den Gedanken, sich am Handel in Getreide zu bereichern, um die nächsten Marktflecken allmählich zu besuchen und dem Bereich seiner stets gereizten bösen Sitten entgegen zu treten.

Eines Tages nahm er Alles zusammen, „die Luft auch den Schmerz“, nebst dem ganzen Vorrath an Korn und Hafer, fuhr damit nach der Hauptstadt und machte seine Habe zu Geld, indem er die leeren Fruchtstände unter der Stiege eines ihm bekannten Wirthshauses vorsorglich ver- steckte.

Schwere Gedanken marterten sein Gehirn.

„Soll ich wieder nach Hause meinem kranken Verhängnis entgegen oder soll ich meinem freudlosen Dasein ein rasches Ende bereiten?“ In diesem kritischen Moment kam ihm der erlösende Gedanke:

„Ich gebe nach Amerika!“

Wacht Tage später erblickten wir unsern flüchtigen Saldwyla an Bord eines stolzen französischen Postdampfers, der mit der Schnelligkeit von 25 Meilen die Stunde der Hauptstadt Brasiliens entgegenfuhr. Freudig klopfte unserm Helden das Herz, als er die schützende Entfernung von seiner besseren Hälfte immer größer werden sah.

Europa vergessend, richtete er seinen Blick unverwandt vorwärts gen Brasilien, wo er sein Glück zu machen hoffte und eines schönen Morgens auch wirklich anlangte. Die Passagiere wurden aus Land gesetzt und von Bekannten und Verwandten abgeholt. Fünf Minuten später befand sich unser Saldwyla allein — ganz mutterseelenallein in Amerika bei einer Hitze von 34 Grad Reaumur. Er hatte sich die Sache doch anders gedacht. Wie konnte man mit soviel Geld in der Tasche doch so elend und verlassen dastehen? Schwere Schweitztropfen rannen dem Antlitz über die Stirne. — Stundenlang von Straße zu Straße irrend, oft den selben Weg zweimal zurücklegend, gelangte der Gute wieder an's Ufer in die Nähe des Steamers, der ihn so glücklich nach Amerika gebracht.

Ruhig lag das elegant gebaute Fährzeug vor Anker, die Bordseite schon wieder Europa zugewandt, wohin die Fahrt gleichen Abends unter- nommen werden sollte.

Ein beginnendes Heimweh nach den friedlichen Fluren seines Städtchens, eine erwachende Sehnsucht nach den Stammesgenossen Saldwylens, ein merkliches Knurren des Magens und die wachsende Angst vor unbe- stimmten drohenden Gefahren führten unsern Verlassenen wieder zu dem einzigen Bekannten in Amerika — zu dem geselligen Dampfer, wo man ihm auf seine nicht mißzuverstehenden Gebarden Essen und Trinken vor- setzte.

Er sprach tapfer zu. Der Aufenthalt in Amerika hatte ihm Appetit gemacht. Aber nichts vermochte ihn zu bewegen, wieder ans Land zu gehen — zurück nach Saldwyla — das war sein Entschluß. Mit dem noch gut gespeckten Portemonnaie in der Hand und dem wiederholten energischen Ruf „Europa“ gab er dem Capitän den festen Willen kund, seine Forschungen in Amerika nicht weiter auszubehnen.

Zwanzig Tage später holte er die leeren Säcke unter der Stiege wieder hervor und tröste damit zufrieden Saldwyla zu, als ob er das- selbe erst gestern verlassen hätte.

Wenn man ihn aber nach seinen Erlebnissen in Amerika fragt, so trinkt er seinen Dreier ohne Weiteres aus und begibt sich in eine Schenke weiter, aber auch nur Eine. — Nur wenn er sich in besonders heiterer Laune befindet, was in der Sauserei mit Gewißheit zu geschehen pflegt, so äußert er sein Erstaunen darüber, daß er es während seines ganzen

Aufenthaltes in Amerika aushalten konnte, ohne auch nur den Frähschoppen zu trinken.

(Neue Zürcher Ztg.)

Die Ente.

Ein journalistisches Märchen.

In jener guten Zeit, als unser Aller Meister Konrad Holz noch lustig lebte und gedieh, begab es sich, daß ein Ruckuck — in der Art, wie diese Vögel es zu thun lieben — ein Ei in das Nest einer Amsel legte. Nach der von den Naturforschern vorgeschriebenen Zeit entkroch aber der gesprengten Eierschale eine junge — Ente. Ich werde mich nicht dabei aufhalten, Euch zu erklären, wie sich diese Verwechselung eigentlich zutragen habe. Der Ruckuck fragt danach. Vielleicht war derselbe ja sehr zerstreut, als er ein nicht ihm gehöriges Ei in ein ebenfalls nicht ihm gehöriges Nest legte. Ich sehe nicht ein, warum nur die in Wäldern vorkommenden Professoren das Recht haben sollen, zerstreut zu sein. Kurz und gut: es war eine Ente.

Und weiter begab es sich, daß ein veranlagter junger Mensch des Weges kam. Er sann über den Beruf nach, welchen er wohl verfolge habe. Denn der Schein trog, und obgleich er vernünftiger blickte, war er doch ein Journalist. Der Sommertag, der um ihn her aus Blumenfeldern duftete, aus Vogelklingen klang und auf dem goldenen Seil der Sonnenstrahlen vom blauen Himmel zur braunen Erde hernieder tanzte — dieser jubelnde Sommertag schlich dem jungen Menschen unversehens in's Herz hinein. Und zwar durch die Amsel, welche an besagtem Ort anzufliegen geblieben war, nachdem es infolge einer sogenannten unglücklichen Liebe gekrochen. Im übrigen war er aber so frisch und munter, wie ihr und ich.

Als er nun den Sommertag in seinen Adern brausen und rumoren fühlte, da kam es wie ein Ferkelauf über ihn, und er trieb verschiedene unbedachtliche Allokutionen: lief mit sich selber bis zur Athemlosigkeit um die Wette, wie ein Schreihäcker, legte sein Ohr dicht an den Erdboden, um das Gras nach den Tönen, wie ein Konjunkturalpolitiker; stellte sich auf den Kopf, wie die Offiziere, wenn sie sich für die öffentliche Meinung ausgeben. Endlich wandelte ihn sogar die laubengeste Luft an, Vogelnester auszuheben. So fand er denn das Amselnest, in welchem jener fremd- artige kleine Gast hockte. Seinem durchdringenden Reporterblick konnte nicht langer verborgen bleiben, daß dies keine Amsel war. Er war jedoch so unvorsichtig gewesen, ohne die sämtlichen Bände des Meyer'schen Conversationslexikons auszugehen. Daher ihm eine gelinde Ungewißheit über die wahre Beschaffenheit seines Fundes beschlich. Nahm also das Vögelchen an sich und ließ damit spornstreichs nach der Redaktion.

Dort schienen jedoch keine beiden Kollegen in der betrübendsten Weise, auf der großen Höhe, sowie weil es blutwenig Stoff zum Schreiben gab. Denn das war eine gemächliche Zeit, in der es gar freudig zuging in der Welt. Die Daily News hatten damals mit einem Kriegsin-Sicht-Artikel keinen wie immer gearteten Hund hinter dem Ofen hervorzuholen verstanden. Die kleine Ente war also ein gefundenes Fressen, indem man sie als solche nicht erkannte. Denn es lag eine durchaus glaubwürdige Mittheilung über des interessanten Fremdlinges Herkunft vor. Wäre dieses mysteriöse Vögelchen ganz einfach in der Nähe einer Entenniederlassung aufgelesen worden, so hätte man die Sache gewiß nicht für eine merkwürdige gehalten. Die Umstände verbündeten immer unter Urtheil. Es kommt ja wohl nicht nur im Märchen vor, daß man irgend einen Entenstich für einen Singvogel von eigenthümlicher und bezaubernder Art hält, weil man ihn nicht an einem Kumpel, sondern beispielsweise im Verlage der Schreiber- Postel gefunden hat.

Jene Redaktion that sich also zusammen und lieferte einen ausse- gezeichneten Bericht über das Ereignis. Zwei der Männer hielten das sich sträubende Thier, indem der Dritte es sorgfältig beschrieb: von der Schna- belspitze bis zu den Schwanzfedern. Es war eine statische Arbeit, erkrankte sich wohl über hundertundfünfzig Druckschlägen. Alsdann thaten sie das müthige Geschöpfchen in einen Käfig und begaben sich erschöpft zu Bette.

Weil man unmöglich annehmen konnte, daß etwas so Gewöhnliches, wie eine kleine Ente, in dieser großartigen Manier verfertigt werde, und hauptsächlich wegen der ausu ausführlchen Beschreibung, die keiner voll- ständig las, machte der Aufsatz Sensation. Und da sich die Redaktion bereit erklärt hatte, das Wunderthier eventuell auszustellen, konnte dessen Existenz nicht bezweifelt werden. Dies empfanden die rivalisirenden Blätter als eine bittere Demüthigung. Eifrigher Ehrgeiz und gefährdete Inter- essen halfen einander und riefen eine starke Bewegung hervor. Die wunder- barsten Naturerfahrungen begannen aus dem Boden zu schießen. Ein- schönen Hochsommermorgens ward die Seeschlange am ersten Male gesehen. Von da bis zu dem „bevorstehenden Kriegs“-Artikel der „Daily News“ schwang sich der raschlos strebende Menschengestirb unaufhaltend aufwärts.

In diesem Weltstirb war jene brave kleine Redaktion, von der aus drunmal die folgeschwangere Ente ihren Flug in die Welt genommen hatte, allmählich zurückgeblieben. Es war ja auch nichts anders möglich, da man sich hier streng an die Wahrheit hielt. Dies hatte freilich einen besonderen Grund. Im Verlaufe der Zeit war nämlich der gefiederte Gast der Redaktion in seinem Käfig herangewachsen und gab sich immer deut- licher als das zu erkennen, was er wirklich war. Schen blickten die Männer an ihm vorbei und thaten vor einander, als wüßten sie noch immer nichts. Ach, sie wußten!... Da geschah es einmal, daß sie den Besuch eines Kollegen von der „Morgennacht“ erhielten. Er sah die fette Ente im Käfig an der Wand hängen. Lachte plötzlich laut auf und stürzte davon, ohne sein eigentliches Anliegen vorgebracht zu haben. Die Drei blickten einander tief ergrimmt und in Nordgedanken an. Der Beweis ihres Irrthums mußte um jeden Preis vertilgt werden. Dies thaten sie denn auch, indem sie noch am selben Abend die Ente braten ließen und in düsterem Schweigen verzehrten.

Waren freilich minder klug, als jener Würzburger Professor, den seine

Schüler mit künstlichen Hofsitten kopierten, und der seinen Jutrum selber einbelaunte, weil nichts menschlicher sei, als das Streben. Auch war es schon zu spät. Denn die nächste „Morgenwacht“ schrieb: „Man wird sich vielleicht noch an den Bericht erinnern, welcher kürzlich in ein in diesem Blatte zu lesen war und einen ungemein merkwürdigen Vogel behandelte. Es war eine Ente.“

Das ist die Geschichte von der Ente. Einige Forscher wollen dieselbe zwar von Legende, Fiktion herleiten; aber mir scheint die obige Darstellung ungläubigster zu sein, also richtiger.

Miscellen.

** Bekanntlich hatte sich die Provinz Westfalen gleich mehreren anderen nicht den 96 preussischen Städten angeschlossen, welche dem Prinzen Wilhelm nach Gemahlin gelegentlich deren Vermählung ein aus 828 Stücken bestehendes Tafel-Service, fünfzehn Gemälde enthaltend, schickten, sondern eine besondere Ehrengabe zu überreichen beschloßen, einen Tafel-Aufsatz, principielle Eigentümlichkeiten allegorisch darstellend, der von der Blüte der Goldschmiedekunst in dieser Provinz Zeugnis ablegen sollte. Derselbe wurde neben zwei Juwelieren, welche Wilhelm Kintrop in Aken fertigte, von dem Goldschmied Arnold Künne in Aken, nach den Zeichnungen des Bauraths Adolph Heyden (Berlin) ausgeführt: im Stil der Spätrenaissance in getriebener Arbeit aus massivem Silber, welches theilweise in verschiedenen Nuancierungen meisterhaft hell und dunkel vergoldet wurde. In diesen Tagen hat nun, laut der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“, der Gine der Kaiserin der Gine, Herr Albrecht Künne, für den „historischen Bestand für die Grafenschaft Ravensberg“ hieselbst drei prächtige, kunstvoll eingerahmte, photographische Abbildungen dieses Tafel-Aufsatzes in verschiedenen Aufnahmen übermittelt. Das erste, 80 Centimeter hohe, 63 Centimeter breite Bild stellt den in Westlichkeit 140 Centimeter hohen, 110 Centimeter langen, 76 Centimeter breiten, 5,650 Gramm schweren Aufsatz (Preis 93,111 Mark) zusammengefaßt dar; das zweite Bild, 62 Centimeter hoch, 46 Centimeter breit, den mit dem springenden Pferde Westfalens auf seinem Dattel geschmückten, umgeben einen Hochzeitszug ziehenden Pumpen öfen, und das dritte Bild, in der Größe des zweiten, den Sockel des Aufsatzes allein. Am Bauche des Pumpens hängen ringsum an Ketten die acht Wappenschilder der Landschaften der Provinz. Der Sockel wird von 4 Figuren auf einem Ehrenschilde getragen; zu deren Füßen finden sich Figuren, welche die Hauptbeschäftigungen der Provinz vorbilden: Gärtenweien, Bergbau und Landwirtschaft.

** (Ein treues Pferd.) Der am letzten Sonntag in Siegen plötzlich verstorbenen Major Hochstadt hatte ein englisches Reitpferd, welches von seinem Eigentümer sehr gut gehalten wurde. Dieses Pferd war dem Major auch besonders anhänglich, und man konnte schon am Samstag wahrnehmen, daß das Pferd, da es an diesem Tage von seinem Besitzer keinen Besuch mehr erhielt, von Stunde zu Stunde trauriger schien. Am Sonntag, um 5 Uhr morgens, genau 48 Stunden nach dem Tode Hochstadt's, war das treue Pferd, welches Futter, ja Leckerbissen verweigerte, in aller Stille verendet.

** Ein unbekanntes Blumenbouquet hat kürzlich, wie der „P. Lst.“ berichtet, eine Tänzerin dazu veranlaßt, in Zukunft Vorsichtsmaßregeln bei der Entgegennahme derartiger Ovationen anzuwenden. Ihr wurde nämlich im vorigen Sommer, während sie in einem der außerordentlichen Vergnügungsestablishments von Petersburg auftrat, von einem Herrn ein schönes Bouquet überreicht. Nach längerer Zeit, als die Blumen schon längst verwelkt und fortgeworfen waren, legte ihr ein Gärtner plötzlich eine Rechnung vor und verlangte die Bezahlung von 25 Rubel, indem er angab, der Herr, welcher das Bouquet für die Tänzerin bestellt, habe nur 15 Rubel angezahlt und sich nicht mehr sehen lassen; das Bouquet koste aber 40 Rubel. Die Tänzerin erklärte zwar sofort, daß sie nicht zur Bezahlung verpflichtet sei und auch nicht zahlen werde, doch soll sie sich, um ähnliche unangenehme Ausfälle zu vermeiden, entschlossen haben, in Zukunft nur dann Bouquets oder andere Geschenke auf der Bühne entgegenzunehmen, wenn denselben eine Quittung über erfolgte Zahlung beigelegt ist.

** (Eine nette Pflanze.) Richter: „Also Sie stahlen aus der herrschaftlichen Küche eine Kuchenform?“ — „Ja, Herr Richter, die Gnädige hat ja selbst gesagt, ich sollte mir die feineren Formen aneignen.“

** Gedankenleser: Meine Herren ich bin erstaunt. Ihrer aller Gedanken habe ich ohne Schwierigkeit errathen. Aber des Herrn Fähnrich seine kann ich beim besten Willen nicht entdecken. — Hauptmann: Ueberlaßt mich nicht, Herrleser. Unser Herr Fähnrich ist öfters — gedankenlos!

** Zu einer spasshaften Scene kam es in Sebnitz in Sachsen bei einer Vorstellung im „Magischen Kabinet“ des Herrn Fiedig, als das bekannte Kunsthändchen der „Entthauptung eines lebenden Menschen“ ausgeführt

werden sollte. Ein junger Mann, welcher kurz vorher mit seiner Geliebten Zant gehabt, wollte sich dazu hergeben und war Alles schon vorbereitet, als die von Furcht und Liebe geplagte Schöne auf die Bühne stürzte, ihren Knecht herabholte und zum Saale hinausjag. Der Jubel des Publikums war unbeschreiblich.

** (Gut abgefertigt.) Zur Tischgesellschaft eines sehr gewählten Kreises war auch ein Geistlicher geladen. Im Kreise der Anwesenden befand sich eine sehr vornehme Dame, die aus Zeitungen und freivollen Schriften sich „aufgeklärte“ Grundsätze geholt hatte. Mit boshaften Wohlbehagen fing sie an, eine von katholischen Feinden jüngerer Generation gebrachte ägerliche Geschichte von einem Geistlichen zu erzählen, und dann schloß sie mit berechnetem Nachdruck: „So sind die Pfaffen alle.“ Der gewandte Pfarrer erwiderte nichts, lenkte aber unmerklich das Gespräch auf die hohen Gesellschaftskreise und erzählte nun aus dem Leben einer über berühmten hochadeligen Dame einen drastischen Vorfall. Dann aber wandte er sich an die gegenüberstehende Sprecherin mit dem nachdrücklich betonten Schlusse: „Gnädige Frau, daraus folgt aber keineswegs, daß alle hochadeligen Damen so sind.“

** Ein tirolischer Dichter, Arnold v. d. Passer, konnte nicht anders, als jetzt zur Winterszeit einen Band Gedichte herauszugeben. Seine Gedichte leitet er mit den Worten ein: „Wenn ich jetzt schon voller Lieder, — Wo es Winter noch auf Erden, — Was, so muß ich wirklich fragen, — Wird dann erst im Frühling werden?“ So können wir denn nicht ohne Sorge dem heitern Lenz entgegen sehen!

** (Zeitbild.) Lenz: „Mutter, Mutter, wie hungrig, bekommen wir denn heute nichts zu essen?“ Karl: „Liebe Mutter, da sich doch meine zerissenen Hosen! Die Jungen in der Schule lachen mich alle aus!“ — Mutter: „Haltet doch Ruhe, Vater! Ihr wißt ja, daß ich heute einen Vortrag im Erziehungsverein zu halten habe!“

** (Auch ein Modell.) In früheren Zeiten ließ man Verbrecher zur Strafe vor dem Rathhause auf einem hölzernen Esel reiten. Nun wurde einmal im Gemeinderathe eines Dorfes über die Form eines solchen hölzernen Esels heftig gestritten. Endlich sprang der Bürgermeister auf und entschied energisch: „Sei, was da! Der Esel wird nach meinem Kopfe gemacht, und damit punktum!“

** (Der dankbare Patient.) „Herr Doctor, ich danke Ihnen sehr für Ihr letztes Rezept.“ — „Ist die Medicin Ihnen gut bekommen?“ — „Ausgezeichnet.“ — „Wie viel Flaschen haben Sie genommen?“ — „Oh, ich habe keine getrunken, aber mein Onkel hat aus Versehen eine geleert, und ich bin sein einziger Erbe!“

** (Genau Buchführung.) Ein Kaufmann in New-York verlangte von seiner jungen Frau, daß sie über die Haushaltsausgaben Buch führe. Nach Verlauf des ersten Monats fand er folgende Einträge in dem Buch:

Futter für den Kanarienvogel . . .	82
Dem Zeitungsträger . . .	80
Suppengrün und Zimmt . . .	500,00
Verchiedenes . . .	12,00

** (Harte Arbeit.) Unzufriedene Frau: „Wenn ich gewußt hätte, daß ich in der Ehe so arbeiten müßte, so wäre ich ledig geblieben.“ Mann: „Ich dachte, Du liebtest die Arbeit; wenigstens arbeitetest Du sehr hart, bis Du mich bekamst.“

** (Geschäfts-Auffassung.) Hauslehrer: „D, es ist höchst bedauerlich, daß wir nun keinen Klassiker in der Art Goethe's haben.“ — Rentiere (früher Fleischermeisterin): „Hatte Goethe denn keinen Sohn?“ — Hauslehrer: „D ja, er hatte einen.“ — Rentiere: „Warum hat er denn den nicht Klassiker lernen lassen, da konnte er ja sein Geschäft mal fortsetzen.“

** (Mißbräuchliche Verwendung einer Patronatsche.) Ein wehrpflichtiger Pfälzweier wollte auf einen allfälligen plötzlich eintreffenden Marschbefehl hin seine Ausrüstung nachsehen und gemäß der neu-lischen strengen Bekanntmachung in guten Stand setzen. Alles fand sich richtig vor bis auf die Patronatsche. Trotz allen forschendsten Suchens war keine Spur von dem unentbehrlichen Ausrüstungsgegenstand zu entdecken, und dem Mund des ordnungsliebenden Wehrmannes entfuhr manch vaterländisches Kraftwort. Schließlich stellte sich durch Verrath eines fünf-jährigen Mädchens heraus, daß die Frau Gemahlin unseres Pfläziers die Patronatsche als — Tournüre schon seit längerer Zeit in Gebrauch hatte.

F. Die fertig gebrachte der christlichen sprengen, wäre. Herrn reden lassen, ein Leichtes für den. Aber Kampfesweise nie der zu br „gebildeter“ Wahlkreise gibt Man soll begnügen sich erster Linie die möglichst in thun sich auf zu Gute und des politischen That. Unter angemessen, Schalle und Redacteur

Abend 7 Uhr machten in Fo und ließen der sollte, von ein- tigkeit Arbeiter Beamten dort gefinneten Rad bis 1 Mark er mit Bier und die Herbeifüh- gefordert. Auf- Signale sei worden. Als sechs und stede Saal zum ge Allem fäh- Heber eine g- befand.

Als Redac- Bochumer und Versammlungs- Eingang zu ge- von den „Nati- der Versuch, d- und von dort mußte darauf- und zwar um der längere Be- auf abgesehen- partei am Red- ich zu miß- Wir meinet-

Selbst Ulrich Regierungsrathin keine Ahnung entsetzt war und empfand.

„Er ist wie die kleine ebenfa- Alle zum Besten der, Ihr seid bei Regierung in ih-

Er hatte mo- wiga nur in G- Jugend ist ander- lismus unserer- Ichs, die traffe- Streben als him- geleiderei bei S- sentimental Ge- Interessen respect- Glück Anderer se-

Waren Egon- Art? Der gute- glauben, da er in- der Unbehagliche- Unbemerk und ge- hier ein gegenst- los machte.

Von der den- laufenden Gesell- in einem lauff- Anschein nach, sel- Erdröhen seinen- schrecken zu ihm- geheilt.